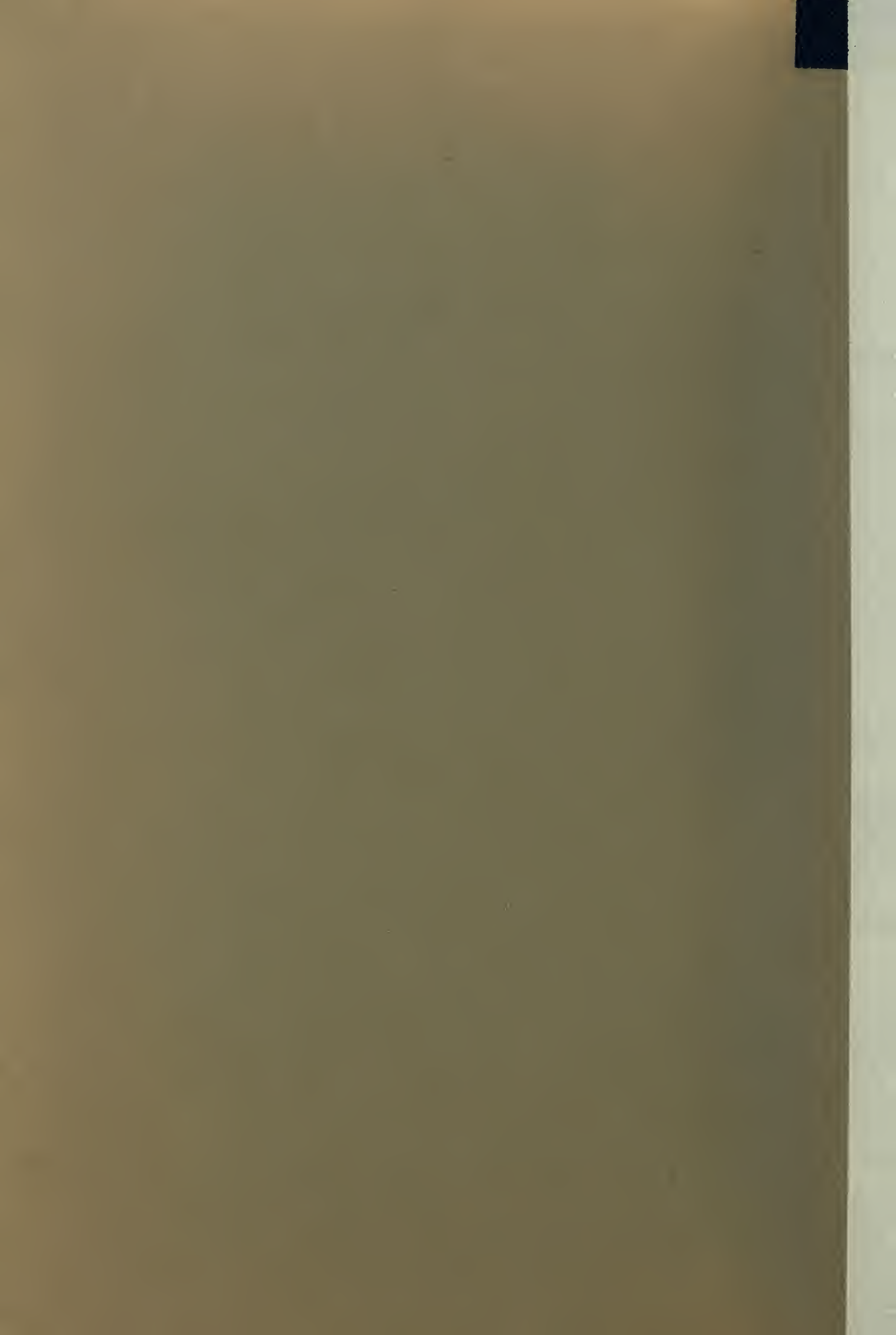


Carnot, Maurus
Im Lande der Rätoromanen





IM LANDE DER RÄTOROMANEN

KULTURHISTORISCH-LITTERARISCHE STUDIE

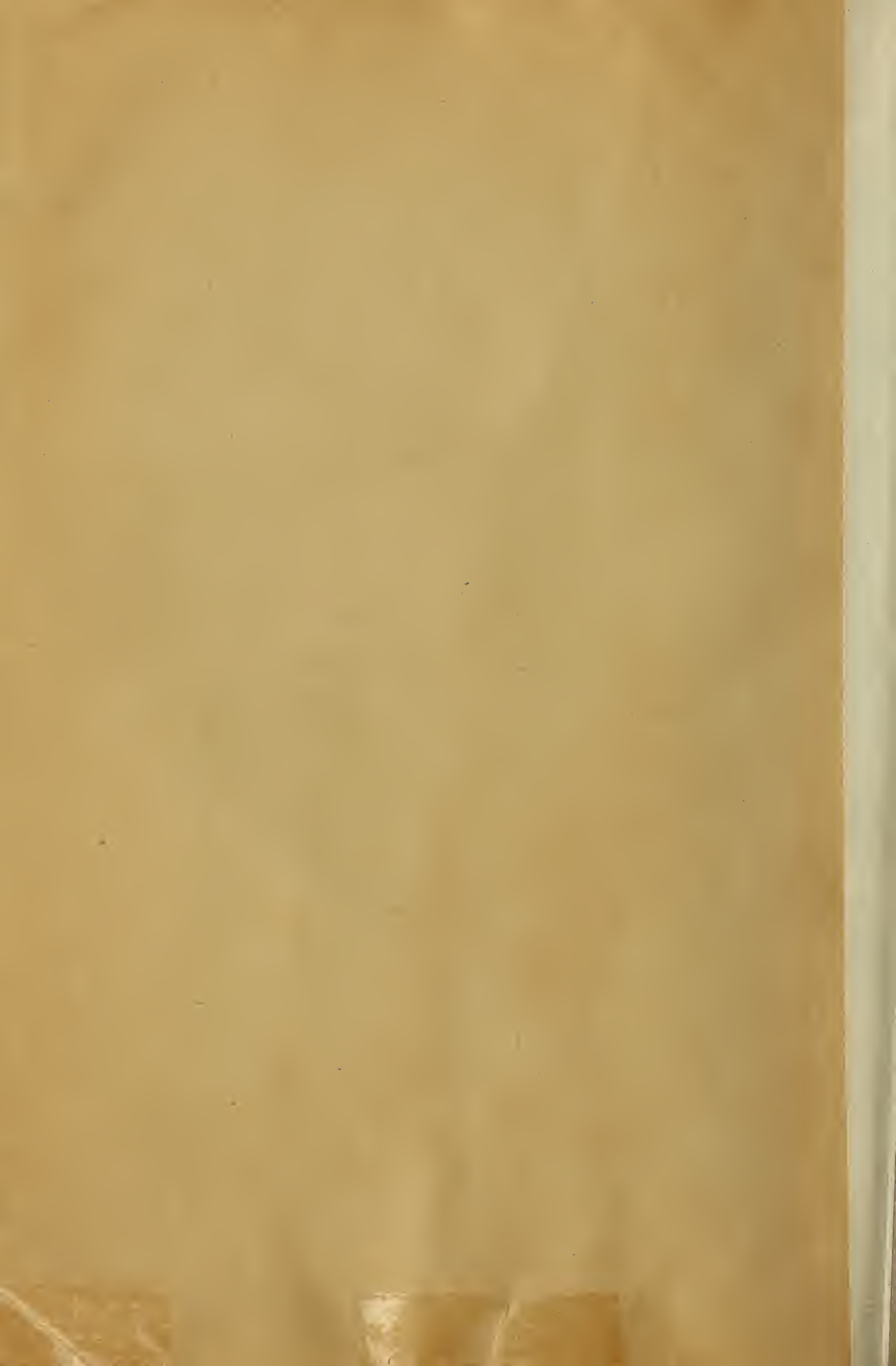
VON

P. MAURUS CARNOT, O. S. B.



VERLAG DER ROMANIA
VEREIN RÄTOROMANISCHER STUDENTEN.

DRUCK DER ACTIENDRUCKEREI «BASLER VOLKSBLATT»
1898





IM LANDE DER RÄTOROMANEN

KULTURHISTORISCH-LITTERARISCHE STUDIE

VON

P. MAURUS CARNOT, O. S. B.



VERLAG DER ROMANIA
VEREIN RÄTOROMANISCHER STUDENTEN.

DRUCK DER ACTIENDRUCKEREI ‹BASLER VOLKSBLATT›
1898



INHALT.



Im Lande der Rätoromanen.

Kulturhistorisch-litterarische Studie von *P. Maurus Carnot*, O. S. B.

Ueberblick.

Wo im bündnerischen Oberland die Russeina unter der kühngeschwungenen Travaultabrücke hindurch zur Verlobung mit dem jugendlichen Rheine eilt, trägt ein tannengekrönter Fels an seiner Brust eine Platte, welche „den Forschern rätischer Alpenwelt“ gewidmet ist. Gross waren die Mühen und sind die Verdienste jener drei durch diese Felseninschrift verewigten Männer: sie haben dem rätischen Gebirge mit seinen Merkwürdigkeiten und dem kostbaren Geschmeide edlen Gesteines liebe- und mühevolle Forschung angedeihen lassen. Doch ein noch kostbarerer Schatz lag bis jetzt noch in Hohenrätien, von einigen kundigen Augen geahnt und teilweise blosgelegt; sein Reichtum aber und seine Schönheit wurden erst in neuerer Zeit gehoben, gesammelt und dem eigenen Volk zur stolzen Freude, dem Ausland zur Würdigung vorgelegt.

Nachdem die Schätze der rätoromanischen Alpenwelt wohl ziemlich vollzählig in den Totenkapellen der Museen beigesetzt worden, hat Nationalrat Dr. Caspar Decurtins während eines Vierteljahrhunderts nicht wenige Stunden und nicht schwache Kräfte der Erforschung und Darlegung rätischer Geistes- und Gemütswelt geopfert. Da er nicht die Adern der Berge öffnete, sondern jenen Pulsschlag prüfte, der sich in den geistigen Schöpfungen eines Volkes offenbart, so steht sein Name nicht auf dem zerbröckelnden Ehrenschild jener drei Forscher rätischer Alpenwelt, sondern auf einem weit dauerhafteren Denkmal. Es ist die „Rätoromanische Chrestomathie“, herausgegeben von Dr. C. Decurtins.*) Diesem Werke, das wohl der bedeutendste Denkstein in Alt-fry-Rätien ist, wird die volle Würdigung wohl erst dann zu teil werden, wenn die leider immer weiter zurückgedrängte rätoromanische Sprache, la mumma romon-

*) *Erlangen*, Verlag von *Fr. Junge*. Bis jetzt sind erschienen: I. Band, Surselvisch, Subselvisch, das 17., 18. und 19. Jahrhundert (geschriebene Litteratur). II. Band (Orallitteratur); die Volkslieder, im Erscheinen begriffen, wurden vom Herausgeber dem Verfasser dieser kleinen Arbeit gütigst im Manuskript zur Verfügung gestellt. — Das ganze Werk, bis jetzt über tausend Seiten umfassend, wird auf einige Bände anwachsen; es wird durch seinen Umfang und Wert nicht nur seine kleineren Vorläufer in Schatten stellen, sondern alle, die sich mit rätoromanischer Geschichte, Kultur und Litteratur beschäftigen, werden auf den Schultern dieses monumentalen Werkes fussen.

tscha, in das Exil der toten Sprachen wird wandern müssen und ihr letztes plaid spricht und ihre letzte canzun im letzten rätischen Tale singt. Jeder aber, der im Werke von Dr. C. Decurtins, wie Kleinodien in einem Schreine aufbewahrt, alles beschaut und bewundert, was das Volk vom Gotthard bis an die Tyrolerberge in den letzten drei Jahrhunderten dachte und schrieb, erzählte und sang, spielte und lebte: der wird wünschen, dass jene böse Stunde noch fern sei, wo man die tschontscha romontscha nicht mehr hört.

Doch auch schon der heutige Tag zollt dem Decurtins'schen Werke Anerkennung und Dank. Kaum ein Nörgler liess sich hören, der dem unermüdeten Sammler und geistreichen Herausgeber der rätoromanischen Chrestomathie Befangenheit in der Auswahl oder irgendwelche Nebenabsicht vorzuwerfen wagte. Im eigenen Volk und in der Fremde begrüsste man das Werk mit freudiger Ehrfurcht, und während nun Philologen und Litteraturfreunde die Schätze des rätoromanischen Volkes prüfen, hat ein Oberländer Bauer, der den Reichtum der romontschen Litteratur nach seiner kleinen Bücherei ob der Stubenthüre zu bemessen gewohnt war, nun froh und selbstbewusst ausgerufen: „Ich hätte nie geglaubt, dass wir Romontsche so viel haben.“ Und ohne Zweifel werden durch das Decurtins'sche Werk junge Talente zu vielversprechendem Schaffen angeregt, ähnlich wie einst „des Knaben Wunderhorn“ in weiten Kreisen anregte und belebte.

Und wenn die Jung-Romanen jetzt in der Decurtins'schen Chrestomathie blättern und vor ihren Augen die Schöpfungen der Ahnen und daneben das reiche Können des grössten noch lebenden Dichters, des romanischen Volkes nämlich, dargelegt schauen, dann wird die romanische Muttersprache gewiss noch manche Bereicherung erhalten. Es haben sich allbereits unter den bündnerischen Studenten romanische Akademien gebildet und unter der Pflege und Aufsicht von Dr. Decurtins und auf dem von demselben lang bebauten Felde wächst „der Ahorn“ (Igl ischi), eine lebensfähige Zeitschrift. Kurz, als die rätoromanische Chrestomathie in das Ländchen niederfiel, war Ueberraschung und Freude, wie bei jenem Benediktus de Casutt, der in seinem „herzlichen Glückwunsch zu Ehren des Hochwürdigen Herrn Mitbruders Johannes Möli“ vor mehr als zweihundert Jahren ausrief:

Schi eis ei pusseivel er en la Rumonsch
Manare la plimma en furmas lagreivlas?
Trutz d'auters Langaigs, las Scartiras nizeivlas
San legier cantare nos Vegls ad affonts.

So ist es denn wahr, dass es prächtig gelang
Zu schreiben in unserer heimischen Weise?
Es lernen auch unsere Knaben und Greise,
Trotz andern Völkern, nun Lehre und Sang. —
(Chrestomathie I. 159.)

Bevor wir unsern Gang durch das Land der Rätoromanen antreten, müssen wir erwägen, welchen Aufwand an Zeit, Mühe und Kraft unser Reisehandbuch, die rätoromanische Chrestomathie, erfordert hat. Als Dietrich Jecklin vor etwa drei Jahrzehnten sein „Volkstümliches aus Graubünden" herausgab, trat Student C. Decurtins in einem Hefte als tüchtiger Sammler aus dem Bündneroberlande auf. Aber in einem folgenden Heft bedauerte der Herausgeber, dass die junge tüchtige Kraft sich der trügerischen politischen Laufbahn zugewandt habe und dass daher das „Volkstümliche aus Graubünden" vom früheren Mitsammler keine Bereicherung mehr hoffen dürfe. Die eine Befürchtung war ebenso grundlos wie die andere. Dr. C. Decurtins hat auf seiner politischen Laufbahn seine Jugendliebe zu allem, was Litteratur und Cultur seiner rätoromanischen Heimat berührt, niemals verloren, und hat unverdrossen an seiner Chrestomathie gearbeitet, wie der alte Cato in freien Stunden an seinen „origines" gearbeitet haben mag. Doch es war keine blosse Arbeit in der Studierstube; denn „beim Mangel an jeder grösseren Bibliothek oder Handschriftensammlung, wie er bis in die neueste Zeit herrschte, musste man, von Tal zu Tal wandernd, häufig in den Dachkammern alter Häuser die bestaubten Manuskripte aus den Truhen suchen." (Vorrede.) Noch mühevoller war die Sammlung der Orallitteratur, welche, um es gleich hier schon zu sagen, auch wertvoller ist. Da musste der rätoromanische Jakob Grimm, — und dann und wann that er es wohl gerne — heraustretend aus den Ratssälen von Chur und Bern die niedern Stuben des Volkes betreten, um von ehrwürdigen Matronen und Spinnerinnen sich Märchen und Sagen und Novellen erzählen zu lassen; er musste dem Landmann sich beigesellen, um Sprüchwörter, Landwirtschaftsregeln, Volksbräuche zu vernehmen; er musste herabsteigen zu den betenden und spielenden Kindern seines Volkes, um durch Kinderlied und Kinderspiel das Bild des rätoromanischen Volkes möglichst getreu zu gestalten. Denn das war der Hauptzweck, der dem Herausgeber der Chrestomathie vorlag, die Schilderung des bündnerischen Wesens, „ein treues Bild der Entwicklung der Kultur und Litteratur unseres Volkes."

Land und Sprache.

Wenn wir von der einst gefürsteten Abtei Disentis aus einen Hügel

besteigen, überschauen wir den bündnerischen Landstrich von den Rheinquellen bis Chur, der rätischen Hauptstadt; es ist das viel bereiste und vielbewunderte und von Theobald unübertrefflich geschilderte Land; es ist das Land, dessen geistige Kleinodien Decurtins in dem Schrein der Chrestomathie niedergelegt hat. Freilich sollten wir vorher in der Stiftsbibliothek nachlesen, was Plinius und Strabo und die andern bis herab auf Plattner und Planta über das Land geschrieben; auch hätten wir die romanische Bibliothek besuchen sollen; der sorgsame Vorstand derselben, P. Basilius Berther, könnte uns erzählen, wie schwer die Gründung und Mehrung einer rätoromanischen Bücherei und Handschriftensammlung sich anlässt; er und Prof. Candreia in Chur haben ihre Schätze dem Herausgeber der Chrestomathie, Dr. C. Decurtins geöffnet, der selber den Titel „Custos des rätoromanischen Schrifttums" erhalten hat. Welche Mühe mag es diesem Custos gekostet haben, die vielen Handschriften oder wenigstens deren Benützung sich zu verschaffen! Man lese nur die 40-seitige Beschreibung derselben; das hat Mühe gekostet, wenn auch nicht das Leben, wie 1654 der Besitzer einer solchen Handschrift gedroht: „Dieses Buch ist von mir, „Bartholomäus Clo von Schanff" und wer es mir stiehlt, ist ein Dieb und Räuber und wird an den höchsten Galgen gehängt werden." (Aquaist chudas ais da me Batremien Clo da Schanff & chi Lin vuola ais ün Ledar & ün moardar & vain agnir apendi en sün La plü hota fuorchia Ano 1654 adi 20 d'nuvenber (Chrest. XI.).

Doch besteigen wir den Hügel, und ein herrliches Landschaftsbild wird sich dem Auge darbieten. Wir sehen die Bahn, auf welcher der junge Rhein zur alten Curia Raetorum eilt; sein Lauf ist eingeengt durch Gebirgsketten, aus Seitentälern rauschen Bäche heraus; Dörfer und Häusergruppen, Wälder und Matten, Berge an Bergen, Gletscher an Gletschern entzücken das Auge, und wir glauben gern, dass Rätien vom celtischen raet (Berg) kommen mag, es ist ein herrliches Bergland. Allerdings glauben wir nicht die ungeheure Lüge Strabo's, der diese Berggipfel fünfmal so hoch sein lässt als die höchsten Berge Griechenlands. Das ist das Land, das im Laufe der Jahrhunderte von den etruskischen Krämern, den römischen Eroberern und den diplomatischen Franken heimgesucht wurde, und dessen Geschichte hohes, sowohl wissenschaftliches, als politisches und ethisches Interesse hat, wie der neueste Geschichtsschreiber Dr. P. C. Planta sagt. Freilich könnte man, was auch geschehen ist, dieses Land ein „Trümmerfeld der verschiedensten Elemente in Sprache und Kultur" nennen. Unter der römischen Herrschaft war die Sprache der Herrscher die lateinische Volkssprache geworden.

Rauhe Lüfte und harte Wasser liessen in den rauhen Kehlen der Rätier die Sprache des Römers anders klingen als am Apennin oder den Südabhängen der Alpen. Doch ist das heutige Rätoromanisch nicht lediglich ein entarteter lateinischer Dialekt, sondern eine organisch entwickelte, von nachbarlichen Einflüssen allerdings nicht unberührt gebliebene Sprache. Das hat die romanische Philologie, — angefangen vom Fürsten derselben, Ascoli, bis zum jüngsten vielversprechenden Vertreter derselben, Dr. J. Huonder, bewiesen. Diese kleine Sprachinsel erstreckt sich von den Rheinquellen talwärts bis zum Flimserwald (surselvisch) in das Hinterrheintal (sutselvisch) und dehnt sich über die oberhalbsteinischen Täler und das Engadin aus (sursettisch, Ladin). Das sind verschiedene und mitunter recht verschiedenartige Mundarten und dieser Umstand trägt einen Teil der Schuld, dass Rätien den Reichtum seiner Litteratur nicht so gross und national gestalten konnte, als die Kraft des Geistes und die Tiefe des Gemütes gereicht hätte.

Dann, und das ist das zweite Hemmnis einer reicheren Entfaltung rätoromanischer Kultur und Litteratur, war im currätischen Lande, zum Hohn auf den Namen Bünden, Zerteilung und Zergliederung erblich und verderblich. Als die alte Staatsordnung sich aufzulösen begann, begannen fast zahllose Ritter sich zu Gebietsherren eines Landes zu machen, das oft kaum zwei Dörfchen zählte. Wäre es beim ausgehenden Mittelalter einer dieser Edelherrschaften gelungen, Oberrätien zu einer geschlossenen Provinz zu machen, dann hätten sich hundert Jahre später, als Truns das bündnerische Rütli wurde, auch die Bündner enger an einander geschlossen, und die geschriebene rätoromanische Litteratur hätte in der Folge mehr rätisches Aroma besessen. Allerdings wäre der mächtigste dieser Freiherren, Donat von Vatz, der rätische Ezzelino, zu derb und gewaltthätig gewesen, um seine Veste, die den territorialen Mittelpunkt bildete, auch zu einem vielverheissenden Centrum bündnerischer Kultur und Litteratur zu machen. Und als später Bündens Banner sogar an den Ufern des Sees von Como rauschten, fehlte den Bündnern ein gemeinsames Banner, es fehlte ein Regiment, und die tiefe Kluft der Glaubensspaltung trennte die Täler und Gemüter in der Geburtsstunde der rätoromanischen Litteratur. —

Aus der Zeit des Religionskampfes im Oberland.

Nachdem das Engadin schon im 16. Jahrhundert eine Hochburg des Calvinismus geworden und besonders durch Travers und Bivrun eine rege, litterarische Thätigkeit zu entfalten begonnen hatte, betrat der Religionskampf auch das bündnerische Oberland und wurde nicht nur

mit Schwert und Disputation, sondern auch und zwar lebhaft mit der Feder geführt und artete zuweilen in Fanatismus aus. Freilich war es nicht lediglich ein Religionskampf.*) Wegen der geographischen Lage Hohenrätiens, seiner Bedeutung für die politische Konstellation wurde Religion häufig zur Politik, der Prediger zum politischen Tumultuanten, der Psalm zum Kriegslied. So sang der hervorragende Prädikant von Ilanz im Jahre 1604, als der spanische König im Veltlin eine Veste baute, mit aller Wucht ein geistliches Lied, das an das Lied „Eine feste Burg“ sich anlehnend dasselbe an Form und Kraft zu überragen scheint:

Cun tut scha gie ilg mund fus bein
Da Spagniers, a demunnis plein,
Ca lessan nus strunglare,
A tut ilg mund
Ancunter zund
Lein nus buc zageiare.

Und sei's d'rum, dass die Welt sein soll
Von Spaniern und Teufeln voll,
Die uns erdrosseln wollen,
Der ganzen Welt
Zum Trutz gestellt
Wir nimmer zagen sollen.

(Chrestomathie I, 42.)

Der Chronist Ritter Fortunat Sprecher erzählt in der Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen ungefähr so: Es war im Herbst des Jahres 1618. Eine weite Tenne zu Thusis wurde als Ort der Zusammenkunft für das Strafgericht gewählt. Zuerst wurde über den greisen Zambra das Urteil gefällt, dass er durch den Henker gevierteilt werden sollte, welches Urteil auf dem Wege der Gnade in Hinrichtung durchs Schwert verwandelt wurde. Er erlitt den Tod mannhaft, „unter inbrünstiger Anrufung des Heilandes.“ Dann wurde über Pompejus Planta und am 1. Sept. über den Erzpriester Nikolaus Ruska Prozess geführt. — Dem Strafgerichte wohnten auch neun evangelische Geistliche bei, jedoch ganz ohne Auftrag der Synode. Zu diesen neun soll, wie Fortunat Sprecher berichtet, Nikolaus Ruska gesagt haben: „Wenn ich Euch so sehr ein Dorn im Auge bin, so ächtet mich, oder schickt mich auf die Galeeren, doch lasst mich nicht foltern.“ — Unter diesen Neun wird als erster aufgezählt Stephan Gabriel. —

---

*) Eine meisterhafte Charakteristik jener Zeit giebt Decurtins, die Disentiser Klosterchronik (Monatrosen, XXXI. Jahrgang). Vergl. auch desselben Verfassers Rätoromanische Litteraturgeschichte.

Doch warum zurückblättern auf diesen Bruderzwist in unserer Geschichte? Die Zeit, die den Menschen die Hälfte der Schuld abnimmt, ist weit hinter uns; doch der Name Stephan Gabriel, der in der rätoromanischen Chrestomathie mit Recht einen hervorragenden Platz behauptet, liess uns auf Thusis und den Herbst 1618 schauen, obwohl es oft ratsam ist, dem Lied zu lauschen, ohne den Spielmann sehen zu wollen. Wenn man aus dem Buche Gabriel's „Il ver sulaz dil pievel giuvan“ die übersetzten Psalmen und die geistlichen Lieder liest, vergisst oder glaubt man nur ungern, dass der Vater dieser Lieder dem Strafgerichte beisitzen konnte, nicht der Amtspflicht, sondern der Neigung folgend. An das von einem Kirchenlehrer gebrauchte Bild denkend, möchten wir sagen: Stephan Gabriel's Brust enthielt, wie die Bundeslade, neben der Rute auch Manna, Gabriel's Hand windet schöne Kränze um das geistliche Jahr, und bald zornig ob des Sittenabfalls, bald zart greift er in seine Harfe, die er trotz des bewegten Lebens nicht in den Winkel stellte. Sein obengenanntes Buch „der Jugend Trost und Freude“ wurde oft aufgelegt; die geistlichen Gesänge, wenn auch in einzelnen Ausdrücken derb und das Schlechte mitunter zu anschaulich darstellend, sind kraftvoll, oft zart und wie wehmütig klingend, oft ergreifend. Aus den in der Chrestomathie gebotenen Canzuns führen wir einige Strophen als charakteristische Proben in deutscher Uebersetzung vor:

Ueber das Tanzen.

(Chrestom. S. 46. Strophe 1, 3, 6, 8, 13, 16.)

Ün lieuc, a Scol'eis ilg saltar
Ün lieuc da Satanasse.
Scha ti nies Deus andrec tens char,
Schi fas quou buc un passe.

El mussa quou fic bers puccaus
El mussa la loschezia;
Scadin vult esser bi fitaus
Sch'el gie ha buc richezia.

El mussa quou mattauns, a mats
La gritta scuvidonza:
Laventa si er gronds dabats
Scadin vult sia muronza.

Salgint, current van els anturn,
Cun breia, cun calira
Sco pauper muvel nar, a sturn.
O gronda narradira!

Quou perdan beras ilg tschupi,
Pon mai quel pli afflare,

Der Tanzplatz eine Schule ist,
Dort lernt man Teufelssitte.
Wenn deinem Gott du treu noch bist,
Dann lenke weg die Schritte!

Dort prägt der Satan Sünden ein,
Er lehrt die Pracht der Kleider;
Denn hübsch geziert will jeder sein
Ist's auch ein Hungerleider.

Der Tanzort ist für junges Blut
Des Zorn's und Neides Schule.
Und oft erkämpft in wilder Glut
Die Tänzerin der Buhle.

Wie springen sie, wie rennen sie,
Und ihre Wangen brennen,
O Narrenvolk, wie wildes Vieh
Die armen Narren rennen.

Ach, manchem Mägdlein fiel vom Haupt
Der Kranz auf immer, immer!

Tut lur hanur quel scazi bi:
O smaladieu saltare!

Ah charas filgias, a matauns
Fugit po d'ilg saltare,
Scha vus leits prusas ngir dunauns
Ilg Paravis hartare.

Verfluchter Tanz, du hast geraubt
Den schönsten Schatz, der Sitten Schimmer. —

Flieht, liebe Töchter, Mägdlein hold
Den Tanz und sein Verderben.
Wenn wack're Frau'n ihr werden wollt
Und einst den Himmel erben.

Die damalige Zeit der Kriege und Unruhen mag es mit sich gebracht haben, dass Stephan Gabriel die Bündner recht eindringlich vor dem Bachus warnen zu sollen glaubte in seinem Lied:

Von der Trunkenheit.

(davart l'eivradat, 1, 2, 3, 5.)

Da l'Eivradat deis ti fugir,
Ton sco dad üña stria:
Da l'Eivradat deis ti gunchir,
Gunchir da l'ustria.

Scha quella po tei compillgiar,
O paupra creatira!
Schi ven' la chi tut bien rubar,
Rubar tut tia vantira.

La ven a prender tes daners
Rubar tia vascadira,
La ven a prender praus, ad ers,
Ta metter eu paupira.

Sa tia Signura Eivradat
Ven tei a tussagare,
A prender tia sanadat
A bault ta schirantare.

Zurück, entfleuch der Trunkenheit,
Dem eklen Hexenweibe!
Der Trunkenheit entweiche weit,
Der Schenke ferne bleibe!

Wenn dich die Trunkenheit umarmt,
Wie elend bist du worden!
Dein Gut ist hin, du bist verarmt.
Dein Glück wird sie ermorden.

Sie wird dir rauben all dein Geld
Vom Leib das Kleid dir reissen;
Sie raubt dir Flur und Ackerfeld,
Sie wird dich betteln heissen.

Weh, deine Herrin Trunkenheit
Wird dir den Gifttrank reichen:
Und dann, dann wirst du vor der Zeit
Verdorren und erbleichen.

Tanzen und Trinken scheinen überhaupt zwei heillose Tugenden früherer Rätier gewesen zu sein. Vorliebe zum rätischen Wein hatten sie übrigens mit dem Kaiser Augustus gemein, von dem Suetonius überliefert hat: maxime delectatus est Raetico vino. —

Die Zeit, in der Gabriel schrieb, war für die rätoromanische Litteratur die fruchtbarste. Nach der Schätzung des Hrn. Prof. Muoth sollen seit jenen Tagen ungefähr 1200 Druckwerke religiösen Inhalts erschienen sein. Nicht blos eine Schlacht der Geister, sondern ein Feldzug begann und es entstanden Buchdruckereien in den bündnerischen Dörfern, in Cumbels, Truns, Disentis. Streitschriften, Psalmenübertragungen und geistliche Lieder machten das kleine Volk verhältnismässig bücherreich. Und weil die damalige rätoromanische Litteratur einen meist religiösen

und vielfach polemischen Charakter trug, glauben wir gerne, dass nirgends in Europa die konfessionellen Fragen und Streitigkeiten mit solcher Teilnahme vor dem Forum des Volkes behandelt wurden, wie in Hochrätien. Das führte auch zur Ausbildung des Schulwesens auf dem Lande. Denn, wie Prof. Muoth (Chrest. I, 707) schreibt, hatte man früher ganz sonderbare Ansichten: Knaben und Mädchen aus dem niedern Stande sollten nicht schreiben lernen; die Knaben würden das Schreiben nicht brauchen, die Mädchen aber leicht missbrauchen. Das Rechnen solle man den Herren und jenen überlassen, die Zinsen zu berechnen hätten, und den Kauf- und Handelsleuten. —

Stephan Gabriel fand einen tüchtigen Gegner an Adam Nauli, der mit seiner Anatomia dil Steaffian Gabriel der rätoromanische Bellarmin wurde. In der Logik gewinnt der in Frankreich gebildete Nauli dem Assistenten des Thusner Strafgerichts entschieden einen Vorsprung ab; aber Gabriel versteht es, seine dogmatischen Ausführungen mit häufigen Apostrophen an seine Bündner (o mes chars Grischuns!) zu unterbrechen und seine Untersuchungen mit oratorischen Ergüssen und kernigen Gebeten zu schliessen. Von Gabriel, diesem merkwürdigen Manne, der in Deutschland gewiss ein gutes Stück Geschichte gemacht hätte, gilt, was Joh. v. Müller über Tertullian sagt: Ich lese ihn lieber, als dass ich mit ihm etwas zu thun haben wollte.

Reformation und Gegenreformation, mit politischen Kämpfen verquickt, gönnten Hohenrätien durch zwei Jahrhunderte keine Ruhe. Das Volk, mochte es nun in den öden, des Bilderschmucks beraubten Kirchen Psalmen singen oder auf Wallfahrten nach Disentis, Maria Licht bei Truns und Zitail im Oberhalbstein den harten Weg mit melodiösen Liedern verschönern: es erschöpfte sich im religiösen Hader. Der heitere Sinn des Volkes, die Frohnatur, verlor dabei mehr als notwendig war. Und weiter kann man bei einem Vergleich des protestantischen Unterlandes mit der katholischen Surselva des Eindruckes sich nicht erwehren, dass in den Tälern und Dörfern des Oberlandes viel mehr heiterer Humor, naives Wesen und poetischer Duft in Reden, weltlichen Liedern und Gebräuchen sich offenbart, als im Unterland, das auf diesem Gebiet eher dürftig und düster erscheint.

Zartes aus rauher Zeit.

Wie ein lustiger Fant in die Versammlung ernster Männer, so hat sich ein Troubadour aus Lugnez in jene kriegerische Zeit, hat sich ein anmutiges *Brautfahrtlied* unter die Geistesschöpfung der Gabriel und Grass, des Pater

Zacharias von Salo und der Benediktiner von Disentis verirrt. Doch ungern würden wir in der Chrestomathie (I, 73) dieses für Sprache und Kulturgeschichte nicht bedeutungslose Blatt vermissen. Gefunden wurde es im Familienarchive der de Mont in Villa (Lugnez), und die Handschrift stammt aus dem Jahre 1650. Der Junker Jakob de Mont freit um eine Anna Maria de Marmels in Murissen. Die canzun hat keinen eigentlichen Reim, der aber durch Wiederholung der Verse ersetzt wird; die Sprache zeigt Zierlichkeit und Wohllaut, das ganze Lied Treuherzigkeit, zarte und reine Gesinnung.

Ina Dameun aschi zun marveil	Des Morgens in aller Früh,
Contava ina utschalla,	Da hat ein Vöglein gesungen
Contava ina utschalla,	Da hat ein Vöglein gesungen
Ina zun fina e bialla:	Ein Vöglein zart und schön.

Das Vöglein mahnt den Junker zum Aufstehen; er zieht sein schönes rotes Kleid an, dann setzt er auf den grauen Hut, grau ist ja die Farbe des Bundes. Er begegnet der Braut und trägt ihr seine Begleitung an. Doch sie:

Na, na, quei astg jeu buc,	Nein, nein, das darf nicht sein,
Quei astg jeu buca schare;	Das darf ich nimmer leiden;
La mia Mama ei sil auli, Barcun	Denn auf dem Söller die Mutter steht,
E vesa per tut entuorn, entuorn:	Sieht alles weit umher, umher:
Neua jeu mon e tgei jeu fetsch,	Wohin ich gehe und was ich thu',
E tgi leu vegn cun mei;	Und wer des Weges mit mir geht,
Neua jeu mon e tgei jeu fetsch	Wohin ich gehe und was ich thu',
E tgi leu vegn cun mei.	Und wer des Weges mit mir geht.

Dann verspricht der Junker, von der nächsten Churreise ein Kleid aus schwarzem Atlas heimzubringen. Er sattelt dann in Villa sein Grauross und reitet nach Murissen, wo ihn die Brüder der Braut zur Mahlzeit luden; doch er sagt, er sei nicht zur Mahlzeit gekommen: er trägt sein Anliegen vor und die Werbung hat Erfolg.

Sin la foppa dil vies Cor	Und auf dem Grunde des Herzens,
Leu eisei scret e sigilau,	Da steht es geschrieben, gesiegelt,
Leu eisei scret e sigilau	Da steht es geschrieben, gesiegelt,
Cun miu pitschier de aur sarau.	Mit güldenem Siegel geschlossen.

Wer der Sänger in Lugnez war, ist nicht zu ergründen. Vielleicht vermutet man an diesem Liede voll Farbenglanz, Anschaulichkeit und Zartheit gar fremdländischen, vielleicht spanischen Einfluss, indem man in einem rauhen Ländertale eine so zarte Blume nicht suchen würde. Doch ich erinnere mich lieber an den Ausspruch eines Menschenkenners: Je rauher die Gegend, desto milder die Menschen. —

Der Herausgeber der Chrestomathie ging vom ehrwürdigen Grundsatz aus, dass scheinbare Kleinigkeiten oft sehr geeignet sind, ein grosses Licht auf die Geschichte, besonders die Kulturgeschichte eines Volkes zu werfen. So fand Dr. Decurtins im oberländischen Dörflein Dardin einige Blätter, die ein weniger liebevoller und verständiger Sammler und Kenner als unnützen Plunder weggeworfen hätte. Es sind dies Fuormas de Plaids, Muster von Ansprachen. In den Dörfern des Bündner Oberlandes bestehen sogenannte Compagnias de mats, Knabenschaften. Die Jünglinge, die das „togam virilem sumere“ durch den Ausdruck „ir ora denter ils mats“ wiedergeben, wählen sich einen Hauptmann, Capitani. Dieser muss die Knabenschaft, die in ihrer oft „mannigfaltigen Uniform“ bei Festlichkeiten auftritt, anführen und ihr Sprecher sein. Man muss oft staunen, mit welcher Geschicklichkeit diese Capitanis ihr Amt verwalten. Früher hatten sie einen weitern Wirkungskreis, indem sie auch bei *Hochzeiten* auftreten mussten, während jetzt in der immer nüchterner werdenden Zeit die Hochzeiten auch im Oberland des poetischen Schmuckes früherer Zeiten entbehren.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts hatte sich in Dardin ein Capitani Cargiet die elegantesten Muster solcher Ansprachen an Brautleute zusammengestellt, wo die Wörtlein honoreivla, ondreivla, stimada, Niebladat, Sabienscha u. a. zur Genüge zeigen, wie zart und höflich ein junger Bündner sein kann. Er bittet um die Erlaubnis, vor der Hochzeitsgesellschaft ein Wort vorbringen zu dürfen, oder auch zwei. Dann spricht er würdig und schön von der Hochzeit zu Cana und, gegen den Bräutigam gewendet, fährt er poetisch fort: „Unser Jugendgarten hat so schöne Blumen, Lilien und Tulpen und Rosen und allerlei Blumen. Eine dieser Blumen hast du aus unserm Garten genommen; das hat uns, deine Kameraden, wehmütig gestimmt. Hebe unsere Trauer, indem du uns Schadenersatz leistest.“ Und worin besteht dieser? In einem recht anständigen Quantum Veltlinerwein. Dafür wünscht der Hauptmann dem Bräutigam alles Gute auf Erden und zuletzt den Himmel.

So eine Hochzeit ging nicht ohne verschiedentliche Reden ab; aber es war Humor und Geist dabei, reine Fröhlichkeit und auch — der liebe Gott. Schön ist die Ansprache des Brautführers, der an der Schwelle des neuen Heims Braut und Bräutigam um Verzeihung bittet, wenn er ihnen nicht die gebührende Ehrfurcht erwiesen; noch eine Ermahnung an den Bräutigam und ein Gebetlein um Gottes Gnade, und der Hauptmann hat sich seiner Aufgabe in würdigster Weise entledigt.

Das Verschwinden solcher Volksgebräuche, die nichts Schlechtes, aber viel Gutes und Schönes an sich haben, ist zu bedauern; im besten

rätoromanischen Museum, d. h. in der Decurtins'schen Chrestomathie, wird uns eine Erinnerung an dieselben aufbewahrt werden.

Dem an kulturhistorischen, bis jetzt nicht edirten Schriftstücken überaus reichen Sammelwerk Dr. Decurtins, entnahmen wir ein Brautlied und Hochzeitsreden; hören wir noch, wie eine rätoromanische Mutter an der Wiege singt. Dieser *Wiegengesang* (Chrestomathie I, 193, Ineditum nach Mo. Sa) zeigt uns die Mutter mit dem zarten und frommen Herzen, aber auch in ihrem praktischen und gesunden Sinn. „Inna canzun Da Durmantar ün char üffont," mit den vollklingenden männlichen Reimen und den der romanischen Sprache eigentümlichen Diphtongen (ia, ieu, ea eu, uo) ist im Versmass der Urschrift kaum wiederzugeben.

Il nies uffont vi jou ittar,
Cun mia canzun ilg durmantar;
Ludaus seig ilg scaffider sieu,
Ilg senger Dieu!
Ilg qual ilg ha schi bein scaffieu!

Ti Deus, chilg has vallieu scaffir,
Ilg völgias po er banadir.
Dai sanadat a nies uffont,
Chel vengic grond!
Lai viver quel bears gis ad Ons!

Dai er ilg paun da minchia di
A Bab a mumma diels trer si.
Ti das als tiers ad ils utschels;
Quont pli a quels.
Ca ti has andirrau par els.

Dai er algi, o Deus, ilg spirtt,
Chel seig als ses un grong cunfiert,
A Bab a mumma dubadir
Ad els survir;
A tuorp ils lai po buc vangir!

Dai gratia ti, o Deus, o Bab,
Chel ancanuschig la verdad,
Da crer a far ilg dreg cun flis
Bears onns e gis,
Alur vangir elg soing Parvis.

Deus, dai a nus lagreivels uffonts
En diember dad anzaconts onts!
Deus nus ha zunt da cor lagrau,
Nus Confortau.
Tuts bein scaffieus uffonts nus dau.

Ich wiege unser Kindelein,
Und schläfre mit Gesang es ein;
Dem Schöpfer sein sei Lob und Ehr',
Es ist der Herr,
Der es so gut erschuf, ist Er!

Du wolltest, Gott, sein Schöpfer sein,
O segne es, lass es gedeih'n!
Gesundes Blut dem Kind verleih,
Dass es gedeih,
Und Jahr und Tag bescheert ihm sei!

Dem Vater und der Mutter gieb
Das täglich Brod dem Kind zulieb.
Du giebst's den Tierlein, Vögelein;
Wir sind mehr dein;
Denn uns zulieb ertrugst du Pein.

O Gott, dem Kind den Geist verleih,
Dass es der Seinen Wonne sei,
Die Eltern freut durch Fügsamkeit,
Zum Dienst bereit,
Und nicht zur Scham zu keiner Zeit!

O Gott, sieh es in Gnaden an,
Dass es die Wahrheit finden kann,
Zu glauben, recht zu thun bereit
Sei's alle Zeit,
Bis einst es kommt zur Seligkeit.

Gieb eine frohe Kinderschar,
O Gott, uns noch für manches Jahr!
Wie hat Gott unser Herz beglückt,
Und uns erquickt
Da er uns schöne Kinder schickt!

Us hai jou mieu uffont itau,	Ich hab' gewiegt mein Kindelein,
Cun mia canzun ilg durmentau;	Bei meinem Liede schlief es ein.
Ilg nies affon ei durmentaus.	Das Kind schloss seine Augen zu,
Deus seig ludaus;	Gelobt seist du,
Deus velgig da ilg ver ruvaus!	O Gott, und gieb die wahre Ruh!
Amen.	Amen.

Wollte man eine internationale Ausstellung der Wiegenlieder veranstalten, dann dürfte dieser Wiegengesang einer rätoromanischen Mutter, auf Gehalt und Wohlklang geprüft, nicht den letzten Preis verdienen!

Bei den Landrichtern.

So oft ich an die bündnerischen Landrichter denke, sehe ich ungekrönte Könige. Ueberlegenheit des Geistes, Alter und Adel der Familie, und gewöhnlich ein gewisser Grossgrundbesitz verliehen vielen dieser Männer den Glanz eines gewissen Volkskönigtums und, von Verdiensten erhoben, erhoben auch sie gewöhnlich die Verdienste. Wir freuen uns, dass in der Decurtins'schen Chrestomathie unsere Landrichter würdig vertreten sind; wir verweilen gern bei den Männern Peter Anton Latour, Georg Anton Vieli und Theodor Castelberg.

Ein scharfgezeichnetes Lebensbild des Landrichters P. A. Latour finden wir in der Chrestomathie (I, 630 u. ff.) entworfen von G. Nuth (Prof. in Chur, dann in Schwyz und Redaktor des Grischun). Peter Anton de Latour wurde 1777 zu Brigels geboren; er wurde Klosterschüler zu Disentis, dann studierte er in Augsburg und Ingolstadt und mit 20 Jahren wurde er Aktuar des grauen Bundes und dann das Haupt jener Partei, welche den Anschluss an die Eidgenossenschaft entschieden bekämpfte, und war unbestrittener Führer, fast Fürst im Kreise Disentis und wohl der einflussreichste Mann im grauen Bunde. In seinem Kreise begegnete man ihm mit dem Titel: „Sia Sabienscha, Ew. Weisheit". Den Mann mit dem starken Arm und grossen Geist, wie ihn „Il Grischun" nennt, zeigt die Erhebung der Bauern, die auf seinen Wink in Chur erschienen und den Grossen Rat zur Herstellung der alten freien rät. Republik zwangen. Latour war 60 Jahre Präsident seiner Heimatgemeinde. Er war ein grosser Kenner der Litteratur und gilt als der beste und eleganteste Prosaist. Sein beissender Witz war gefürchtet. In der Chrestomathie führt uns Dr. Decurtins vor: zwei dramatische Arbeiten des Landrichters, beide nach Handschriften: Der Geizhalz (nach französischem), St. Genofeva (nach deutschem Vorbild), dann ein Lebensbild des alten Landrichters Nikolaus

Maissen (17. Jahrhundert), jenes merkwürdigen Mannes voller Gegensätze, der in der Linken das Gebetbuch hielt, mit der Rechten eine harte Rute auf Viele schwang, bis ihn, zwischen Chur und Ems, die Mörderhand seines Pathenkindes vor den Richterstuhl des Ewigen stellte. — Endlich enthält die Chrestomathie noch ein wohl in ein Schauspiel eingeführtes „Zigeunerlied“, das der Landrichter auf einem fliegenden Blatt hinterlassen hat. In diesem Sang lässt Latour die Zigeuner die Normen des Kommunismus singen:

Vegni Zegriners, e tadlei,
Il dreitg dilg um ei clar,
Avon tutt temps, soigns staus quel ei
Quei sa jeu siggerar.

Ei fov ni glina, ni soleigl,
Ni tiarra, ni la maar,
Ei fov tut stgir, e tutt scombeigl
Et Adam eung de far.

Avon che Dieus ha patertgiau
D'ord loza far igl um,
Ha 'l schon la libertat plantau
Egl grond curtin dil mund.

Nus vein la lescha dil ferm bratsch,
Che ei tscheu giu nies Diu,
Tgi, ch'ha buc quel ei in pupratsch
Et ha cun nus ventschiu. —

Tutt quei ch'els han, ei era niess,
Sil mund ei tutt cumin,
Nus lein la carn e buc mo'gl iess,
Staigl aua lein nus vin. —

Herbei, Zigeuner, lauscht bereit!
Des Mannes Recht ist klar,
Und heilig war's vor aller Zeit,
Und glaubt nur, das ist wahr.

Es gab nicht Land, es gab nicht Meer,
Noch Mond noch Sonnenlicht;
Noch dunkel war es, wirr umher,
Und Adam war noch nicht.

Bevor zu schaffen nur der Herr
Gedacht den Mann aus Thon:
Im Erdengarten hatte er
Gepflanzt die Freiheit schon. — —

Gesetz ist uns der derbe Arm,
Ist unser Herr allhier;
Wer ihn nicht hat, ist blöd und arm
Und den verachten wir. —

Was And'rer ist, für uns ich heisch'!
Die Erde ist gemein.
Den Knochen nicht, wir wollen Fleisch,
Und statt des Wassers Wein. —

Natürlich singen so die Zigeuner, nicht der Landrichter Peter Anton Latour, der im Alter von 87 Jahren durch einen erbaulichen Tod (wie Nuth sagt) hinüberging zu jenen alten Rätiern, die sein Ideal waren.

In der Chrestomathie einige Seiten zurückblätternd und den Rhein entlang einige Stunden landab gehend, kommen wir zum Landrichter Georg Anton Vieli. Sein kraftvoller Gesang der (Bündner-) Deportierten (von Chur nach Innsbruck) ruft uns die unruhige Zeit vor 100 Jahren zurück. Der Mann, der für sich und die übrigen Deportierten das Wort führt und einen Direktor ersucht, es möchten ihnen die 30 Kreuzer täglichen Vorschusses weiter bewilligt werden, fängt sein Lied der Deportierten derb und grimmig genug an:

Tgi ein quels gronds, che Seen a Cuera
E datten leschas ails grischuns;
maglian, beiven, ch'han la fuéra,
Ed ein er loschs Sco tons pivuns?

Was sitzen sie in Chur, die Frechen,
Stolz wie ein Pfauenchor?
Und schreiben, schlemmend zum Erbrechen
Gesetze Bündnern vor?

Und nach einer plastischen Schilderung der Herren fährt der Landrichter fort:

Nus vein avunda schon pitiu,
Gl'ei temps de Se legrar!
Schon pli ch'in onn vein nus Schemiu,
A Casa lein turnar.

Genug, genug, was wir ertragen
Aufdämmert unser Glück!
Wir zieh'n nach einem Jahr voll Klagen
Ins Heimatland zurück.

Und sieh! der praktische, diplomatische Mann, der Verwalter der Herrschaft Rhäzüns, fühlt das Bündnerheimweh:

Si pia! Si cun legermen,
Las larmas giu furschein:
Cun dulsch plischér lein ir naven,
Tier nos affons Sgulein.

Auf! Lasst uns an die Freude denken,
Und wischt die Thränen fort!
Zu unsern Kindern lasst uns lenken
Den Schritt zum Heimatort.

Wie der Römer Cato, so sagt Landrichter Vieli seinen lieben Landsleuten die bittere gesunde Wahrheit in seiner canzun dils purs: Die Bauern wollen den grossen Herren alles abgucken, richtern die Obrigkeit, verletzen Zucht und Sitte, freveln am Priester und Heiligtum, und wenn sie tarockieren, hat der Teufel Festtag! Wie soll das anders werden? Der Landrichter darf sagen:

Adin' endretg stos far,
A pi si legher star.
E lura lai schular
Nigin adeitg stos dar.

Steh' frisch und fröhlich da,
Erfülle deine Pflicht!
Die Leute mögen pfeifen ja,
Du kümmere dich nicht!

Vieli dichtete, wie etwa Cato gedichtet hätte, aber er kann auch gemütlich sein, wie Cato, der bei seinen Sabiner Bauern beim Bechern und Plaudern bis tief in die Nacht hinein sass, wenn wir dem Erzähler Cicero glauben dürfen. In einem heitern Faschingslied ermahnt der Landrichter zur Eintracht, zum fröhlichen Lachen. Dankbar sind wir dem Herausgeber der Chrestomathie für die Veröffentlichung des letzten Liedes Vieli's: „Zum Aufbruch in die Ewigkeit“ (marsch viers la perpetnadat) auf einem fliegenden Blatte erhalten. Der 85jährige Landrichter nimmt Abschied vom Leben, er rüstet das Felleisen (valischa), um zu den Vätern zu reisen, sagt Lebewohl den Bekannten, den Priestern, dem Tale Lugnez, dem Vaterland, der ganzen schönen Welt, und schliesst seinen männlich schönen Abschied:

Uss eis ei temps de giu serar,	Nun naht die Stunde, dass ich ende,
Cun tutt de scriver vi finir.	Und all mein Schreiben lass ich nun.
Mi volv' tier Diu per el rugar	Zum Herrn erhebe ich die Hände,
De dar in soign e lef murir.	Er lass mich sanft und selig ruh'n.
Amen.	Amen.

Um ein Triumvirat oberländischer Landrichter zu bilden, reihen wir den beiden Namen Latour und Vieli noch den dritten an: Theodor von Castelberg aus Disentis. Sein Porträt stellt uns denselben dar als eine markige, derbe Bündnernatur mit geistsprühenden Augen. sein Antlitz verrät geistige Ueberlegenheit und einen gewissen satyrischen und anakreontischen Zug. Damit stimmen seine Geistesprodukte überein. „Sprudelnder Humor und schlagender Witz," das ist die beste Kritik seiner Lieder, in welchen er, an der Zeitwende stehend, Altes und Neues plastisch darstellt. (Vgl. Decurtins, Rätorom. Litt.) In den zahlreichen Uebersetzungen und Originalarbeiten finden Kenner der romanischen Sprache Worte und Wendungen, die echt romanischen Erdgeruch haben und jetzt kaum mehr verstanden werden. Der vielbeschäftigte Mann, Bundesschreiber des obern grauen Bundes, Landrichter, wiederholt mit Gesandtschaften betraut, hatte den Geist und fand noch Zeit, der Sebastian Brandt des surselvischen Volkes zu werden. In seinem Lied von den Ständen (la canzun dils Stans, Chrestom. I, 390, über 200 Verse) lässt der Landrichter alle Stände mit ihren Fehlern und Narrheiten an seinem Auge vorüberziehen.

Temps d'unviern per liung' uriala	Zur Winterszeit in langen Stunden
Tschent' ins si enqual' nuviala	Wird manche Neuigkeit erfunden,
Quels cunzun, ch'han pauc de fa.	Wie man ein Lied zur Kurzweil singt.
Sch' in sto en stiva schè,	Da muss man in der Stube liegen,
Han ins auter pauc plisché,	Und hat sonst kaum noch ein Vergnügen,
Che zitgei ded inventa.	Als dann, wenn ein Gedicht gelingt.
Sch' in sin in baun ruaussa	Man muss sich auf die Bank nur legen,
Dat baul in' baul l'autra caussa	Dann kommen Dinge bald entgegen,
Nun spitgadamein el senn.	Bald dies, bald jenes in den Sinn.
Cur ch'in leu el caul cupida,	Indes ich nickend sitz' im Warmen,
Toch' la sien ei beinvegnida,	Bevor der Schlaf mich will umarmen,
Tuts ils stans vegnan endamen.	Da zieh'n vor mir die Stände hin.

Es kommen alle an die Reihe: die Priester, Patres und Prädikanten, die Herren, die Verheirateten; dem jungen Volk sind zwei Stechpalmen gewidmet:

Giuvens mats e menders era,
Tutta notg fan bia canera
Sco sch'ei fussan narradira;
Giogan, legers, grettas daten,
Ed en casa mana staten,
La vischneunca da quei plira.

Las matteuns cun la palutta
En cuschina han ca tutta
La furtina per luvrar;
Giezan pli las lur ureglias
Tgei che passa han marveglias
Dent' ils mats e de murar.

Die Burschen sind nicht ohne Makel,
Die ganze Nacht ist ein Spektakel;
„Sie sind wie Narren“ jeder meint.
Sie spielen, ärgern andre immer,
Zu Hause duldet es sie nimmer
Und die Gemeinde darob weint.

Wie sich die Mädchen langsam rühren,
Das Schäufelchen am Herd zu führen,
Sie eilen nicht, weil's nicht gefällt.
Doch spitzen sie das Ohr und spähen,
Was bei den Burschen mag geschehen,
Auf Liebschaft ist ihr Sinn gestellt.

So geht es weiter, eine lange Revue der Narrheiten.

Das Archiv der an Landrichtern und hervorragenden Männern reichen Familie Castelberg sagt vom Landrichter Theodor: „Er war überhaupt ein Mann von aussergewöhnlicher Begabung, gründlicher Bildung und grosser Beredsamkeit und sprach dabei mehrere Sprachen geläufig und korrekt.“ Ein Lebensbild dieses Landrichters liege bereits unter berufener Hand. Er starb am 29. Dez. 1818, im Alter von 70 Jahren.

Friede diesen drei bündnerischen Landrichtern! Ihr Grab gleicht dem Grabe des Gothenkönigs, die Wellen einer neuen Zeit rauschten über dasselbe hin in das rätoromanische Land.

Bei den Benediktinern von Disentis.

Pinguescent speciosa deserti et exultatione colles accingentur.

Es blühen die kostbaren Plätze der Wüste und mit Frohlocken umgürten sich die Hügel. Ps. 64.

Das glänzendste und einflussreichste und wohl auch das nationalste Gebäude des rätischen Oberrheinlandes ist das Benediktinerheim Disentis (Desertina) mit seiner fast dreizehnhundertjährigen Geschichte. Als der Mönch Sigisbert seinen in Irland geschnittenen und in Franken nicht geduldeten Wanderstab auf die rätische Erde setzte, gab ihm Plazidus, der erste Mann des Volkes, seine Hand, und sogleich umblühte die Anhänglichkeit des Volkes wie Immergrün den Stab, der sich zur Abtei entfaltete. In Einem Grabe wollten die beiden Stifter ruhen:

Tràs quei Deus ha faig daventar,
Che sco vivont sin tiara
Els han teniu in gliauter char:
Els ina fossa sjarra.

Drum war's der Herr, der Weisung gab,
Dass beide, die auf Erden
Sich liebten, auch von Einem Grab
Im Tod umschlossen werden.
Chrestomathie I., S. 127.

Jener bedeutungsvolle Handschlag und die Doppelleiche in Einem Grabe wurden weder von den Wächtern des Heiligtums noch von den Siedlern am rätischen Rheine je vergessen. Zwar wurde auch an der hochgeweihten Gruft im Laufe der Jahrhunderte zuweilen hin und her gehadert. Doch das Volk als solches stand dem Kloster nie feindselig und fremd gegenüber und wurde auch nie als profanum vulgus betrachtet. Mochte das Kloster oberhoheitliche Rechte ausüben; mochte es den ebenso ehrenvollen als bedeutungslosen Titel einer fürstlichen Abtei führen; mochte es, wie in unserer Zeit, eines unmittelbaren politischen Einflusses sich begeben: die Bewohner des wie eine Hochburg das Land krönenden Klosters, wenn sie auch zum grossen Teile nicht autochthon waren, schauten und stiegen mit Liebe zu einem Völklein hinab, das mit Dankbarkeit zu den Mauern seines Klosters („nossa Claustra, unser Kloster") gewohnt ist emporzublicken.

Es kamen wohl Ein- und Uebergriffe vor, besonders von seiten der weltlichen Schutzherren bis in die Zeiten des grossen Abtes Peter von Pontaningen (gest. 1438) und später von seiten einzelner Potentaten

wie des Landrichters Maissen; aber das gute Verhältnis und der davon bedingte Einfluss des geistig am höchsten stehenden Hauses blieb bestehen, wenn auch anderes, meist Angeworfenes, zerfiel. Selbst in jenen Tagen, wo der abgefallene Abt Martin Winkler all den alten Glanz und guten Einfluss der Abtei vernichtet zu haben schien, haben Männer, wie die Aebte Jodokus Kreyer und Christian von Castelberg die vom Gerölle verschüttete Quelle dem Volke wieder geöffnet und erhalten. Und das Volk, das dem Abte Peter von Pontaningen, dem Gründer des grauen Bundes und dem ersten Förderer einer erspriesslichen Rechtsentwicklung in den rätischen Landen, den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes" auf die Gruft legte, schaute mit dem Auge der Dankbarkeit und des Wohlwollens zur Stiftung des irischen Mönches empor. Zeitweilige Misshelligkeiten waren vorübereilende Wolken. Daher sagt Dr. Cahannes, wo er über das gegenseitige Verhältnis des Klosters und Volkes in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts spricht, ganz richtig: „Es zeigt sich uns klar, wie sehr das Kloster die Sympathie des Volkes genoss. Wir gewinnen überhaupt den Eindruck, dass sich das Volk der Cadi (obere graue Bund) stetsfort durch die natürlichsten und innigsten Bande mit der Abtei des hl. Sigisbert verknüpft fühlte. Die zahlreichen Streitigkeiten zwischen Kreis und Kloster in den verschiedenen Jahrhunderten zielten durchaus nicht auf das Ende des Klosters ab, — in kritischen Zeiten stand der Kreis im Gegenteil immer mit starker Hand für das Kloster ein — sie entsprangen vielmehr dem immer mehr erwachenden Freiheitssinn und der Tendenz, das Kloster nicht übermächtig werden zu lassen: das Kloster sollte herrschen und dienen zugleich." *) —

Es ist hier nicht der Raum für eine eingehende Darlegung des Einflusses des Stiftes Disentis auf die Kultur- und Litteraturgeschichte des Landes; es hiesse das die Geschichte des Klosters und, wegen der engen Zusammengehörigkeit, zugleich die Geschichte des Landes schreiben wollen. Wir müssten zu lange bei der Klosterpforte verweilen, durch welche nicht nur die Einheimischen schritten, um Brot und Trost, Bildung und Rat zu holen, sondern auch gekrönte, bepurpurte, gelehrte und heilige Fremden; wir müssten auch zu lange an der Kirchenthüre stehen, um Zeugen der grossartigen und volkstümlichen Feste zu sein, die in den hl. Hallen sich wiederholen und so tief und nachhaltig auf das Volk wirken, ja, — um ein Wort Grillparzer's recht zu deuten — die Poesie des Volkes sind.

---

*) „Adalbert II. de Medell-Castelberg" da Dr. G. Cahannes, Igl Ischi, Organ della Romania (1. Jahrgang, herausg. von Dr. Decurtins).

Ebensowenig ist hier der Raum für eine müssige Frage, ob geistig hochstehende Männer, wie das Kloster unter seinen Aebten und Conventualen stets zählte, die rätoromanische Kultur und Litteratur nicht mehr hätten bereichern können und sollen, als sie es wirklich thaten. Es kann nicht in Abrede gestellt werden: Als zur Zeit der Glaubensspaltung der redegewaltige und liederreiche Gabriel und seine Kampfgenossen mit Geist und Kraft den Geisterkrieg begannen und führten, überliess man den Kapuzinern fast die ganze Kampfeslinie; und diese, obwohl meist Ausländer, wie denn auch die Gabriele und die meisten andern protestantischen Führer aus dem Engadin ins Oberland herübergezogen waren, erkannten die Zeit und waren in Prosa und Poesie, in Ascese und Polemik fruchtbar, besonders Zacharias a Salò, freilich unterstüzt durch Weltpriester und Benediktiner. In jenen bewegten Tagen des ausgehenden 16. Jahrhunderts, als die Engadiner die ersten gedruckten Werke im Rätoromanischen erscheinen liessen, regierte in Disentis der Abt Christian von Castelberg. Dieser Mann, dem die Geschichte nicht nur grosse Tugend, sondern auch glänzende Geistesgaben zuschreibt, hätte wohl der Vater der surselvischen Litteratur werden können, wie Bivrun für den ladinischen Dialekt. Aber Abt Castelberg verstand wohl seine Zeit, aber fand keine Zeit, seine übrigen Verdienste noch mit diesem Verdienste zu krönen und hinterliess uns als sein noch jetzt jedem Oberländer Bauern bekanntes Buch — sein thatenreiches Leben.*) Dieser und andere Aebte mussten mit ihrer starken Hand die beim Zeitensturm zerstreuten Steine des Heiligtums sammeln oder zitternde Säulen festigen; wieder andere, wie der verdienstvolle Abt Augustin Stöcklin (gest. 1641), oder Bernhard von Frankenberg (gest. 1763) hinterliessen wertvolle geschichtliche Abhandlungen, letzterer sogar eine Studie über Quintilian; aber als Ausländer konnten sie die rätoromanische Litteratur kaum bereichern.

Doch nach dieser Einleitung, die fast wie eine Entschuldigung sich ausnimmt, verlangt man eine bestimmte Antwort auf die Frage: Was hat das Kloster Disentis für die romanische Litteratur geschaffen?

Vor mir liegt ein kleines, unscheinbares Büchlein aus dem Jahre

---

*) Interessant und das Wirken dieses Abtes plastisch ausdrückend ist die Volkssage: „Zu Laus (einem Weiler zwei Stunden von der Abtei Disentis entfernt) ist in einer Wiese, Namens Martgiuna, ein Stein, der die Spur eines Fusses trägt. Im Jahr der Reformation ging Abt Christian von Castelberg in einem Tage durch die ganze Cadi, predigend, und machte den ganzen Weg in drei Absätzen: beim ersten trat er auf den Stein von Martgiuna und liess die Spur seines Fusses zurück." Chrestomathie, Detgas, (33) 2. Band, S. 149.

1690; es zählt 262 Seiten und das erste Seitchen hat kaum Platz für den langen Titel:

Consolaziun
Della Olma Devoziusa
quei ei
Canzuns Spirituales
De cantar enten baselgia,
sur tutt oun, sin las Fiastas de Nies Signer
de Nossa Donna e dils Soings.
Shentadas giu e squicciadas a Thronts, Tier Nossa Donna della Glish:
Tras ils Religius degl Vorden de soing Benedeig;
della Claustra de Mostér.

„Trost der frommen Seele, d. i. Geistliche Gesänge zu singen in der Kirche, während des ganzen Jahres, auf die Feste unseres Herrn, unserer l. Frauen und der Heiligen. Verfasst und gedruckt zu Truns, bei u. l. Frau vom Licht, durch Religiosen des Ordens des hl. Benedikt aus dem Kloster Disentis."

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Zeit und den Ort der Geburt dieses kostbaren Werkleins. Unter der langen, segensvollen Regierung (1655—1696) des Abtes Adalbert II. de Medell-Castelberg wurde nicht nur Gebäuden und Strassen, sondern auch dem geistigen Ausbau des Klosters grosse Sorgfalt gewidmet. Der Abt selbst, der in der Propaganda zu Rom auf Grund einer Dissertation „De Deo uno et trino" sich den Doktorgrad erworben und in seinem 27. Altersjahre die Regierung antrat, erholte sich in vielfachen Arbeiten und Sorgen durch ascetische und geschichtliche Studien. Im Kreise seiner geistlichen Söhne zeigte sich ebenfalls rege wissenschaftliche Thätigkeit, besonders P. Maurus Cathrin und P. Carl Decurtins ragen hervor. In jener Zeit sollten, nach Uebereinkunft mit der bischöflichen Curie und gestützt auf päpstliche Bullen, die meisten Pfarreien von Hospental bis Ems unter die Jurisdiktion des Abtes von Disentis kommen. Da kam der stürmische Pfingstmontag 1656, dessen Verlauf der Klosterchronist ungefähr so schildert: Es kamen die Männer, um die schöne, kostbare bis auf diesen Tag erhaltene Freiheit der Ahnen auszuüben. Giachen Berther von Tavetsch wurde Mistral (Kreispräsident). Dieser und besonders der (obenerwähnte) Landrichter Nicolaus Maissen, ein gewaltthätiger, ehrgeiziger und dazu doch noch frommer Mann, wollten dadurch in der Volksgunst steigen, dass sie der Landsgemeinde vom Rednerblock herab die „bedrohte Volksfreiheit" zeigten. Ja, der Mistral schnitt sogar mit seinem Sackmesser die päpstlichen Bullen in

Stücke. Dieser Erzählung fügt der Chronist bei, die Hauptagitatoren hätten später kein gutes Ende genommen. Aber Abt Adalbert arbeitete trotzdem mit seinen Patres nicht nur am innern Ausbau des Klosters, sondern bewährte nach wie vor seine Liebe zum Volke; er dachte wohl, dass eine solche Landsgemeinde mit ihren Licht- und Schattenseiten leicht in der Aufregung zu weit gehen kann.*) Unter seiner glücklichen Regierung erschien das wertvolle Liederbuch.

Der Druckort ist der Hügel ob Truns, Chiltgadira; dort wirkte von 1679 bis zu seinem Tode 1712 P. Carl Decurtins, und U. L. Frau vom Licht zu Chiltgadira wurde ein sehr besuchter Wallfahrtsort. Und dort auf der schönen Anhöhe mit der Aussicht auf die Dörfer und Weiler, Berge und Wälder des herrlichen Rheintales mögen manche Lieder entstanden sein, die, den Namen des Sängers verschweigend, einen Ehrenplatz in der rätoromanischen Litteratur einnehmen.

Diese Liedersammlung mag, wie man vermuten darf, das eine oder andere romanische Kirchenlied aus dem Mittelalter herübergerettet haben; vielleicht mag auch das in der ersten Hälfte des gleichen Jahrhunderts erschienene grösste deutsche Gesangbuch des Benediktinerabtes David Gregorius Cornerus den Pfad zum Benediktiner auf dem hl. Hügel gefunden haben. Doch das Lied in unserem romanischen „Seelentrost“ klingt national, mag es nun seine ursprüngliche Heimat im Brevier des Wallfahrtspriesters, im Munde des Volkes oder im eigenen edlen Herzen des Sängers im Benediktinerkleid haben. Der Stoff mag international sein, der Gehalt der meisten Lieder wird jedem, der sie genauer prüft, als echt romanische Poesie erscheinen. Die Form ist, wenige Wörter und Wendungen abgerechnet, von grosser Eleganz, manche Strophen müssten gesungen durch ihren wunderbaren Wohllaut eine überraschende Gewalt ausüben. Wir können es uns nicht versagen, als Beweis des oben Gesagten ein vollständiges Lied hier anzuführen; es ist ein Fastenlied, in welchem die Seele als Braut des Heilandes ein Liebeslied singt:

Jau sun d'amur surprida,	Ich bin von Lieb' ergriffen,
Miu cor ei envidaus,	Mein Herz erglommen ist;
La ur' ei schon vegnida	Die Stunde ist schon kommen,
Jau hai mai nin ruaus.	Hab' Ruh' zu keiner Frist.
Mo Jesus senza menda	Nur Jesum ohne Makel
Gareg jau con verdat,	In Treuen ich verlang';
Il mund ha frig dauenda	Die Welt hat ihn verworfen
Con sia vanadat.	In ihrem eitlen Hang.

*) Nicht umsonst sagt der Oberländer Bauer: L'aura de Mars, il cumin e la

Mo Jesus mei tormenta	Doch Jesus lässt mich leiden.
Mo Jesus dat de far,	Doch Jesus macht mich müd;
Miu cor sc'in fiug daventa,	Wenn er nicht bald will enden,
Sh'el vult ca bauld calar.	Mein Herz wie Feuer glüht.
Il fiug, la flomma viva,	Die Glut, lebend'ge Flamme,
E tutta mia dolur	Und all mein Schmerzeslaut,
De tei solet deriva	Von dir kommt es alleine,
O Jesu bialla flur.	O Jesu, Blume traut.
Shi bauld sc'ol Alva para	Wie ich das Frühlicht schaue,
E vegnen las Aururs,	Die Morgenröten seh',
Shi bauld mi olma chara	Wird meine liebe Seele
Surprenden las dolurs,	Erfasst von Liebesweh.
Fetsh era p'il di ora	Bei Tag auch muss ich weinen
Buc' auter che bargir,	Und weinen kann ich nur,
Fin ch'il soleigl la sora	Bis dann die Sonn' lässt scheinen
Sil mund lai er sclarir.	Den Mond zur Erdenflur.
Gie sh'iau mo ves speronza	Ja, hätte ich nur Hoffnung
La noig de ruessar,	Zu ruhen bei der Nacht,
Cur chiu mett emblidonza	Wo man die Sorgen alle
Tut quei chin ha de far,	Zur Ruhe hat gebracht,
Cur ch'il soleigl tramoigna	Wenn über das Gebirge
Ell va de nus dauent,	Die Sonne von uns zieht,
Cur tutt fa sura soingia,	Der Feierabend alle
Dorma cauldameing.	Im warmen Schlummer sieht.
Less esser bein contenza	Ich wär' es wohl zufrieden
E mai mi lamentar,	Und klagte nie, o nein,
Bugient less jau far senza	Und wollte ohne Freuden
Ni auter mi legiar,	Im Stillen fröhlich sein;
Mo glei tutt adumbatten	Doch alles ist vergebens,
Ver pos iau niu ruaus,	Zu ruh'n ich nicht vermag;
Dolurs de far mi datten	Mich quält ein Weh und gönnet
Ch'han mai nigins firaus.	Mir keinen Feiertag.
Sil mund ei ninna caussa	Kein Ding gibt es auf Erden,
Che peglia buca fin,	Das nicht ein Ende hat;
Il lufft savenz ruaussa	Der Wind, er kann doch rasten,
E stat en siu termin,	Hat seine Ruhestatt.
Sh'ei fa gie dig mal'aura	Ein Sturm wohl lange dauert
E crescia si pil Rhein,	Und wächst den Rhein hinauf,
She ven ei aunc biall'aura	Es kommt doch schönes Wetter
E tuorn il bi sarein.	Und schönes Blau darauf.

fiera da Ligiaun sa nigin ligniar; Märzenwetter, Landsgemeinde und Luganermarkt kann niemand erraten (Decurtins, Chrest. II. Sprichwörter S. 138). Vgl. über diese Zeit den trefflichen, oben citierten Aufsatz von Dr. Cahannes.

La mar ven er mattida
E se scoflenta si,
Jau sai co la se mida
Bear gadas en in di,
Mo vallalau si sura
Dat or' il bi soleigl,
E fa ch'enten in hura
Se mof bucc' in caueigl.

Ob auch wie ein Verliebter
Das Meer aufschäumen mag,
Ich weiss, wie es sich ändert
Vielmal in einem Tag.
Doch wenn durch Sturm von oben
Die schöne Sonne bricht,
Zur Stunde wird es stille,
Ein Haar bewegt sich nicht.

Ad in ch'ei sin la via
Tucc'era d'endirar,
Sh'el vult en casa sia
Con sanadat tornar,
Mo lau quell' or' ruaussa
Sh' el ei gie se stunclaus,
In summa niuna causa
Ei senza siu ruauss.

Wer auf dem Wege wandert
Den trifft zu dulden viel,
Will er gesund erreichen
Der lieben Heimat Ziel.
Dort aber kann er ruhen,
Und sei er noch so matt.
So ist kein Ding auf Erden,
Das keine Ruhe hat.

Mo iau, mo iau me senta
Adina en dolur,
Adina mi dat stenta
La chara dulce' amur,
Mai ina noig entira
Pos iau bein ruessar,
Fetsh era sur mesira
Bucc' auter che cridar.

Nur ich, nur ich in Qualen
Mich immer, immer seh',
Und immer mich ermüdet
Das süsse Liebesweh;
Und nimmer kann ich ruhen
Wohl eine ganze Nacht;
Das ist's, was ohne Massen
Mich immer weinen macht.

Charezia a mi dat peina
O Jesu miu shi char,
Mo ti o glish sareina
Miu cor pôs consolar,
Il inimig fa guiarra
Sin mei sco 'l fus mattius,
E mei cun gritta empiarra
Nu ei pi tiu bi Spûs.

Die Liebe bringt mir Schmerzen,
O lieber Jesu mein;
Nur du mit hellem Glanze
Kannst mir ein Tröster sein.
Es stürmt der Feind zum Kampfe,
Als hab' er Liebesgram,
Frägt mich in seinem Grimme:
Wo bleibt dein Bräutigam?

Perquei mi van las larmas
E boignien il miu sein,
Hai er' uss tontas hiarmas
Zunt mai me sentiu bein,
Il mal de hura ed ura
Quel cresh è ven pli gronds,
Quel mai ne se migliura
Shin vess gie milli ons.

So gehen mir die Tränen
Und netzen meine Brust;
Ich hab' so viele Wochen
Gefühlt gar keine Lust.
Von Stunde wächst zu Stunde
Das Weh und sein Gewicht,
Und nimmer will es heilen,
In tausend Jahren nicht.

O Jesu mia legria
Cur vol tier mei vegnir,
Cur vol, o vita mia,
Receiuer miu suspir,
Cur vol mussar ti' faccia
E shar goder te tez,
Cur mei pigliar en braccia
E strenscher vid il pez?

O sh' iau vess la ventira
Da gleitti tei goder,
Less iau tutt mia mira
Sin tei solet haver,
Cun tei sun iau spusada
Tier tei vi iau vegnir,
Fai po ch' er' ina gada
Iau calli de bragir.

Amen.

O Jesu, meine Freude,
Wann willst du dich mir nah'n?
Wann willst du, o mein Leben,
Mein Seufzen wohl empfah'n?
Wann zeigst du mir dein Antlitz,
Wann wirst du meine Lust?
Wann willst du mich umarmen,
Mich drücken an die Brust?

O wär' dich zu geniessen
Die Wonne mir beschert,
Dann wäre all mein Trachten
Auf dich allein gekehrt.
Dir bin ich angetrauet,
Zu dir ich kommen will,
O gib, dass einmal stehe
Mein Weinen endlich still!

Amen.

Der Wohlklang in diesen rätoromanischen Versen, die ungezwungene Sprache, der Reichtum und die Reinheit der Reime verraten sich schon beim Lesen; wie schön müsste das Lied klingen von einer Schar rätoromanischer Jungfrauen in der Wallfahrtskirche auf dem Hügel Chiltgadira gesungen, mit den herrlichen Stimmen und der feinen Aussprache, so man den Bewohnern dieser Täler nachrühmt! Das Lied gehört zur mystischen Poesie und ist eine Blüte, welche den poetischen Erzeugnissen einer hl. Theresia und eines hl. Johannes vom Kreuze sich anreihen dürfte. Es kann sein, und da jede edle Seele, jedes tiefere Gemüt zu Poesie und Mystik sich hinneigt wie nach fernen Heimatglockenklängen, muss es wohl auch sein, dass der Sänger solcher Lieder, wie das obige eines ist, in den hl. Schriften und den Schöpfungen christlicher Asceten und Dichter wiederholt ähnlichen Gedanken begegnete, wie er sie in seiner Canzun zum Ausdruck gebracht hat. Auch mag man Anklänge an das Volkslied in diesem wie in manch anderem Liede hören; warum sollte dem Benediktiner im sänger- und liederreichen Truns nicht ein Volkslied an das Ohr geklungen haben, um dann aus der frommen Seele wie ein Cherub in verklärter Landestracht emporzusteigen? Die Hauptsache und das Hauptverdienst bei dem Gesangbuch „Consolaziun della olma devoziusa“ ist darin zu suchen, dass die Lieder, die sich wie Blumen um das Kirchenjahr winden, hier rätoromanische Blumen sind und Färbung und Geruch des heimatlichen Bodens, soweit es möglich ist, bewahren. Ist ja doch das oben angeführte Lied ganz

Sprache des Volkes, und das Volk hört sogar im Liede seinen Rhein rauschen und sieht, wie das Unwetter den Rhein hinaufzieht und doch zur Ruhe kommt und das schöne Blau sich wieder zeigt. (6. Strophe).

Wie liebliches Glockenspiel klingt ein „Faschingslied“, Canzun del Sheiver (Chrestomathie, I 136 und 137); in 22 Strophen mit reichen wohlklingenden Reimen wird eine eindringliche Anmahnung an den Tod in den Mummenschanz der Fastnacht hineingerückt. Solche Lieder sind zwar überall heimisch und so alt als jenes Buch, welches auf seinem ersten Blatte das Urteil trägt: „Du wirst des Todes sterben“ und die Lebensgeschichte des Königs jedesmal abschliesst mit dem wuchtigen Wort: „Und er starb.“ Doch unsere Canzun trägt wieder romanisches Gepräge. Nicht nur dem Kirchenfürste mit dem roten Hute, dem Geistlichen auf der Pfründe und dem mindern Völklein auf der Gasse wird der Endreim bisogna morire zugerufen; es bekommt auch der Landrichter, der im Hof zu Truns Namen und Wappen im Landrichtersaale besitzt, sein bisogna morire; auch der Mistral (ministerialis), der an der feierlichen Landsgemeinde im Scharlachmantel den Glanz eines römischen Consuls im Kleinen erneuert, wird vom Tode nicht geschätzt und nicht verschont, ebenso wenig als der Mönch, der im Chorstuhl der Abtei betet, und der Bauer, der bei seiner harten Arbeit den harten Streich erdulden muss. Kaum die Sprache Calderon's mag wohlklingender sein als die Strophe, die den rätoromanischen Mädchen gewidmet wird:

O nieblas Donshiallas,	Ihr Mägdelein vom Adel,
O figlias zund biallas,	So hold ohne Tadel,
La mort sin vus mara,	Der Tod kommt verstohlen,
Vus prend prest sur' hura,	Die Bräutchen zu holen
Con ella stoveits ire,	Mit stürmischem Werben,
Bisogna morire.	Müsst gehen und sterben.

Eine andere Strophe, eine schöne Hausinschrift, lautet:

Ti casa bagegias,	Ein Haus du erbautest,
De star en manegias,	Als Heim es beschautest;
La casa ei pinada,	Bereit ist die Stube,
La fossa cavada.	Gegraben die Grube
Lau stos ti prest ire,	Dorthin musst du eilen,
Bisogna morire.	Der Tod wird nicht weilen.

Aus einer späteren Ausgabe (1731) des Gesangbuches seien drei Strophen aus dem Liede, „della Vanadat Mundana“ hier angeführt als Beleg, dass sich im Oberländer Romanisch, weil eben das offene Rheintal der Einwanderung deutscher Wörter ausgesetzt ist, da und dort ein deutsches Wort eingebürgert hat, was bei keinem Vernünftigen Staunen und Aerger erregen wird; dann auch als Beleg, dass die mumma romontscha am Rhein durchaus nicht spröde ist, sondern einen schönen Rest klassischer Schönheit und Eleganz sich bewahrt hat, obgleich verewigter Schnee und rauhe Luft ihr Wohntal umgibt.

La vita humana, la trost mundana
Ei caussa vana:
Il mund ei fats,
Tgi sin quel viva, ven mai à riva,
Mo sc' in umbriva
Ei siu solaz.

Ti bialla faccia, o ti mattaccia
Ven sco la glaccia
Prest or' luar:
Mo tgei manegias, tgei ti spanegias
Pertgei flissegias
Da te fitar?

O tgei Regina, cont zart' e fina
Ei stad' adina
La Jezabel?
Tut sanganada, dals chiauns scarpada,
Vegnit sin prada,
Da Jezrael.

Was das Leben beschieden, der Trost hienieden
Bringt nimmer Frieden:
Die Welt ist schal.
Die hier noch gehen, am Ziel nie stehen,
Wie Schatten verwehen
Die Freuden zumal.

Sobald zerronnen, wie Schnee in der Sonne,
O Mägdlein voll Wonne
Ist all deine Pracht.
O sage was sinnst du, und was beginnst du,
Und was gewinnst du,
In eitler Tracht?

Wer mag ihr gleichen, der Liebreizreichen,
Der Zarten, der Weichen,
Der Jezabel?
Sie ward voll Wunden, zerrissen von Hunden
Auf dem Acker gefunden
Bei Jezrahel.

Das Lied von den Nationalheiligen Plazidus und Sigisbert (La canzun de soing Placi e soing Sigisbert, Chrestom I, 124 ff.), obwohl es zum ersten Mal in Cumbels gedruckt wurde (1685), stammt zweifelsohne von einem Disentiser Benediktiner, da das Lied in der Ausgabe von 1690 unter der benediktinischen Flagge segelt. Es führt in 60 Strophen, bald chronikartig, bald lyrisch die ganze Legende vor. Unter den vielen Schönheiten der Canzun findet sich auch jene, welche Vilmar von einem Volksliede verlangt: poetische Unschuld; der Sänger erfreut sich an der goldverbrämten Inful des Abtes Sigisbert, mit welcher geschmückt der hl. Abt in der Einsamkeit die gesungene Messe feiert; die Sünden, von denen der Abt die heidnischen Einwohner befreit, sind Würmer; da der hl. Placidus als ernster Mahner vor dem

Tyrannen Victor erscheint, sind es besonders die Weiber und Buhlerinnen, die den rätischen Herodes zur Ermordung des ungerufenen Predigers reizen, die Mörder selbst sind Löwen mit dem Hunger im Bauch; der hl. Plazidus entblösst seinen zarten Nacken zum Todesstreich; und wo das Wunderbare bei diesem Tode erzählt wird, hält das Lied inne, es bittet nach Art der mittelalterlichen Heldenlieder um grosse Aufmerksamkeit, bis es dann am Schluss im Himmel ausklingt.

Aber ein Lied von 60 Strophen! Nun nach dem Zeugnisse Vilmars that im 17. Jahrhundert die Länge den Liedern nicht in dem Grade Eintrag, wie sie nach unserem jetzigen Geschmacke denselben schadet. Nachweisslich wurden oft von einem einzigen Sänger und Spielmann bis 40 Strophen nicht nur gesprochen, sondern gesungen und nachgesungen von zahlreichen „guten Gesellen". Und so wurde auch unsere Canzun in den Dörfern von Tavetsch bis Chur als kirchliches Volkslied gesungen;

„weiss nicht, ob's anders worden
in dieser neuen Zeit. —"

Jedenfalls müsste es erhebend sein, das Lied aus dem tausendstimmigen Mund des wallfahrenden singenden Volkes zu hören, wenn es beim Einzug in die Klosterkirche, die Asche der beiden Segensbringer Plazidus und Sigisbert begrüssend, sich selbst im Liede aufmuntert, den Vätern nachzufolgen, um einst mit denselben selig sein zu können.

Te legra pia o Disentis, Per in ton niebel scazi: Il qual tei meina sin Parvis, Soing Sigisbert, Soing Placi.	Drum freue dich, o Disentis, Ein Kleinod ist dein Eigen: Dir wird den Weg zum Paradies Sigbert und Plazid zeigen.
Hondreien quels fideivelmeing Cun vera confidonza: Suondeien era prusameing, Lur vita è lur manonza.	Lasst treu uns sein dem Treueschwur, Sie ehren voll Vertrauen: Lasst uns betreten ihre Spur, Auf ihren Wandel schauen.
Sche vegnin nus ensemblameing Tras lur riug et urbida, Esser beay perpetnameing: Tier qual nus Jesus gida. — Amen.	Dann werden wir dort im Verein Durch ihre Mittlerhände In Ewigkeit glückselig sein: O Jesu, hilf zum Ende. — Amen.

Zur Zeit, als das Liederbuch der Benediktiner erschien, war es in den rätischen Bergen etwas ruhiger geworden. Nach dem westfälischen Frieden hatten für einstweilen die vielumstrittenen Bündnerpässe nicht

mehr die frühere internationale Bedeutung, welche zum nationalen Unheil ausschlug. Auch war das Land des leidenschaftlichen, bösen Kampfes etwas müde, Religionsfreiheit war proklamirt und der hundertjährige Sturm zog sich wie ein Gewitter noch in einzelne Landesteile zurück, bis nach dem Sagenserhandel*) ziemliche Ruhe eintrat. Die Lanzen ruhten, aber aus den Harfen der Sänger tönt noch zuweilen ein Echo des Streites. So besitzen wir (Dr. Decurtins, Chrestomathie I, 79) noch ein Neujahrslied des Jahres 1656, das ziemlich leidenschaftlich klingt. Es gehört zum Fragment einer Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder, aufgezeichnet von Jakob Saluz, Lehrer in Kästris (bei Ilanz), und wendet sich an den Herrn Gevatter Mastral. Das kurze Lied (ün Rieug, Ansprache, Gebet) klingt wie ein grimmiger Kriegsruf; nachdem der Sänger dem hochgestellten Manne Frieden, Gesundheit, Glück, fruchtbare Jahre, redliches Gericht und klugen Rat von Gott erfleht hat, verlangt er ein Volk, das wo nötig das Unheil ausrottet; unter dem Unheil versteht er die katholische Religion; denn in der folgenden Strophe sagt er, was er wünscht:

Dilg plaid da Deus pastursse, Prus yfrigs a sieu laud; Mo quels grischs luvs rabiusse Ragischig ora bault!	Die Gottes Wort behüten, Für Gottes Lob entflammt; Grauwölfe doch, die wüten, Vertilgt sie bald gesammt!

Dann ruft er Rache herab für das Blut, das Blut, das in Piemont und in Schwyz (Nikodemitenhandel von Arth 1655) vergossen wurde, und da das Volk des langen Kampfes müde war, wendet sich der kriegerische und im Herzen sicherlich aufrichtig fromme Sänger aufwärts:

Cur tut agid mundaune Da nus vean prieu davent, Ven Deus cun tieu ferm maun, Honur meg tetz lur ent.	Mag von den Erdenmächten Der Schutz genommen sein, Komm starker Gott, zu rechten, Leg deine Ehre ein.

Die Bündner sollen wieder Helden sein, den römischen Versprechungen nicht trauen; mit einem fanatischen, durch ein unschönes Wort

*) „In paritätischen Ortschaften kam es freilich hie und da noch zu heftigen Streitigkeiten, aber nicht sowohl wegen der Religionsausübung, als wegen der Benutzung der Kirche, des Friedhofes und des Pfrundgutes. Ein solcher Zwist gewann in Sagens (bei Ilanz) durch die Teilnahme der Konfessionsgenossen anderer Dörfer und Talschaften einen solchen Umfang, dass sich (im Jahre 1701) einige tausend Mann kampfbereit gegenüber standen. Doch wurde auch dieser Span schliesslich verglichen.“ Dr. P. C. Planta, Gesch. v. Graubünden, S. 365.

abstossenden Gebete schliesst das Lied. Es stammt vielleicht vom Sohne Stephan Gabriels, von Luzi Gabriel; von diesem ist uns eine Grabrede aus dem Jahre 1659 erhalten (Chrestom. I, 65, 69), in welcher ein Landrichter, der eine katholische Frau hatte, mit dem König Salomon verglichen wird, der von heidnischen Weibern zum Götzendienst verführt wurde. Sei das Kampflied nun von einem Gabriel oder nicht, es ist ein Beweis, dass der religiöse Kampf wie in Deutschland so auch in Hohenrätien naturgemäss auch die Muse in seinen Sold nahm. So hat auch das Gesangbuch der Benediktiner, das im ganzen sehr irenisch ist, an zwei oder drei Stellen etwas harte Worte aufgenommen, welche den Zorn gegen die „grimmen Ketzer" ausdrücken, welche die Kirche berauben, Bild und Altar zerstören. Das polemische Element musste sich besonders in jenen Liedern offenbaren, welche für die Wallfahrten nach der alten Marienkirche zu Disentis, nach dem Hügel ob Truns zu U. L. Fr. vom Lichte und nach Citail bestimmt waren; sie wurden vielleicht vom feurigen Kapuziner Zacharias a Salò inspiriert. Es ergreift uns aber mit wunderbarer Gewalt, wenn wir in diesen etwas kriegerischen Wallfahrtsliedern die kindliche Bitte an Maria hören, sie möge mit den weinenden Waisen und jammernden Witwen mildes Mitleid haben:

Brag cun nus, brag cun nus, Brag cun nus ô Maria.	Weine mit uns, weine mit uns, Weine mit uns, o Maria. —

In unserer ruhigen Zeit sind die Kampfeslieder verhallt; leider verstummten und verstummen auch immer mehr die schönen romanischen Lieder. Früher sei an den Ufern des jungen Rheines mehr gesungen worden und selbst in der Stube beim Spinnen bewegten sich die Lippen zu einem geistlichen Liede. Noch unlängst erzählte ein Mann, wie seine Mutter an den Winterabenden manche alte und lange Canzun sang aus dem Benediktinerbuch, das sie fast ganz auswendig wusste. Freilich mögen die Melodien bei mancher „Canzun" weltlich klingen; doch das verschlägt wenig; haben nicht auch die Deutschen weltliche Lieder nicht nur umgedichtet, sondern auch für originelle religiöse Lieder weltliche Weisen entlehnt, z. B. die Melodie des Geusenliedes u. a.? Es wäre vielleicht ratsam, die Melodien dieser sangbaren geistlichen Lieder nicht der Vergessenheit preiszugeben. Sollte, wie manche behaupten, in Bälde das traurige Verhängnis sich erfüllen, dass die rätoromanische Camaene stirbt, so möge sie singend sterben!

Doch es ist Zeit das kleine Buch „Consolaziun" zu schliessen. Den Eindruck, den es durch lyrischen Gehalt und leichte, reimreiche Form

macht, wollen wir noch durch ein Liedchen wiedergeben. Es ist der rätoromanische Laudate-Psalm, in welchem alle Creaturen zum Lobe des Herrn ermahnt werden. Aus den 26 Strophen wählen wir einige zu einem Ganzen vereinigte Bruchstücke.

Sei benediu, tiu Num o Diu, Da tuttas Creatiras; Las qualas ti de Noig, à Gij, Per tut schi bein pertgiras.	Gelobt soll sein der Name dein Vom All, das du gemacht hast; Denn wohl bewacht bei Tag und Nacht Ist alles, weil du Wacht hast.
Tgei chei, da tiu soing maun scafiu, Von tei fa reverenza, De tgi survir, tei engrondir Nin ura stat lischenza.	Und deine Hand, die Schöpferhand, Will alles hochverehren. Jedwede Zeit, zum Dienst bereit, Will deinen Ruhm vermehren.
Il Feld la stat, tia Maiestat, Cun nieblas flurs vestgiesche, A mintga flur, sia colur: A siu bien fried unfresche.	Das Sommerfeld die Blümlein stellt Als Kleid zu deinem Ruhme; Es opfert dir die Farbenzier, Den Wohlduft jede Blume.
La feglia tei, tut Jarva chei, Sil Feld undrar festginan, Combas, à roms, spigias sils stroms. En tia honur, s' enclinan.	Das Laub zumal, die Kräuter all Dir Ehre schnell erzeigen; Zu deinem Psalm der Aehrenhalm, Der Ast, das Reis sich neigen.
Stgellas, à Sens, tuts Instruments, A ti laud semper sunan, Aur ad Argient, Pedras sclarent: Tei, per ver Reig, encrunnan.	Und Glockenschlag, was klingen mag, Will deinem Lobe tönen; Gold, Silberglanz und Perlenkranz Will dich, den König, krönen.
Con biars à bials, niebels Vcials, Een bein marvegl à strada, Cun lur sgolar, à dulsch cantar: Engratian, la Rogada.	Die Vöglein zart, so schön geschart, Sind früh schon auf dem Pfade, Zum Dank bemüht, durch Flug und Lied Für deines Taues Gnade.
Vss ô Christgieun, dil niebel Seung Dil Figl de Diu custeiuel, Veglias er ti, adin' unfri Tiu Cor à Diu plascheiuel.	Der du, o Christ, geadelt bist Durch's Blut, das unschätzbare, O schenk dem Herrn, er sieht es gern, Dein Herz auf dem Altare.

Aus wessen Brust die vielen schönen Lieder gestiegen, oder welche vom verdienstvollen P. Carl Decurtins kommen, oder von wannen sie kamen, das entscheiden zu wollen, wäre schwer und unnütz. Die Toten sind neidlos und auf dem hochgelegenen Friedhof vor der Abteikirche zu Disentis verlangen die Schädel keinen Lorbeerkranz. Doch gesegnet sei die Hand oder die Hände, durch welche so schöne Blumen grossgezogen und über das rätoromanische Land gestreut wurden!

Noch müssen wir vorübergehend drei Benediktiner begrüssen, deren Namen in der rätoromanischen Chrestomathie stehen. Der verstorbene P. Maurus Rothmund ist durch zwei längere Lieder vertreten, von denen das letztere dem Glase Wein gewidmet ist. Wenn schon Vergilius (Georg. II. 95) vom rätischen Weine singt:

et quo te carmine dicam
Raetica (vitis)?

so weiss auch unser Dichter den Segen des Weines zu würdigen, vergisst aber auch nicht, in humorvollen und auch ernsten Zeilen von der unbezähmten Macht desselben zu reden.

P. Basilius Carigiet sel., dessen Gedichte handschriftlich in der k. Hofbibliothek zu Berlin ruhen, wohin sie durch seinen Freund E. Böhmer kamen, hat für das Rätoromanische viel gearbeitet, und die rätoromanische Philologie wird immer sehr zu bedauern haben, dass dem scharfsinnigen Geiste dieses Autodidakten keine philologische Schulung beschieden war. Seine formvollendeten Gedichte, an denen man allerdings den Schweiss der Arbeit glänzen sieht, verraten den ernsten, gebildeten und denkenden Mann. Die vornehme Prägnanz im Ausdruck zeigt sich in folgendem Gedichte:

De quater sort tschupials.

Ei dat dappliras sorts tschupials
Per ornament e gloria,
Schegie che treis cunzund een bials,
Il quart ha la victoria.

Al vallerus, che siu tigliont
Sco patriot lai camigiar
Suls inimitgs cun anim grond,
Tschupi de laura lein nus dar.

La feglia-ruver dedicar
Al pur dà cor lein lura;
Quel fa il pli bià per fortunar
Il mund, pazients lavura.

Uss alla spusa, ch' à sil frun
La sia innocenza scretta,
In matg de bialas fluras dun,
Von biaras quel meretta.

Il giest, ch' à compleniu siu tur
En patria celestiala,
Obteng si sul stelliu azur
La palma la pli biala.

Vier Kränze.

Der Kränze gibt es mancherlei,
Die manche Häupter zierten;
Gar schöner Kränze kenn' ich drei,
Doch weichen sie dem vierten.

Der tapfre Krieger lässt das Schwert
Fürs Vaterland erglänzen;
Sein Mut ist eines Kranzes wert,
Ihn soll der Lorbeer kränzen.

Es soll ein Kranz am Eichenast
Dem Ackersmanne sprossen!
Wer trägt wie er so schwere Last
Zum Weltwohl unverdrossen?

Der Braut, der an der Stirne Glanz
Die Unschuld steht geschrieben,
Von schönen Blumen ist ein Kranz,
Den sie verdient, geblieben.

Ist der Gerechte heimgekehrt
Zum Himmel aus den Fernen,
Er trägt, des schönsten Kranzes wert,
Den Palmzweig ob den Sternen.

Der heimgekehrte Gelehrte und Dichter hat seinen Namen und seine Begeisterung für die Muttersprache an P. Basilius Berther vererbt; dieser ist in der Chrestomathie durch einige geistliche und humoristische Gedichte vertreten, welchen sich ein Prosastück anreiht, welches mit Recht sehr gefällt, weil es natürlich, warm und farbenfrisch das schöne Heimattal Tawetsch, Volk und Gebräuche schildert. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dass P. Basilius Berther gar manches alte Büchlein und Blättchen, das sonst verloren gegangen wäre, wie ein goldenes Vliess in die romanische Klosterbibliothek gerettet hat:

Zärtlich wird der Schatz betrachtet,
Mit bescheidnem Stolz gepriesen,
Und als Klosterhort dem fremden
Schrifterfahrnen Mann gewiesen.
(Dreizehnlinden.)

Den toten Benediktinern von Disentis wünsche ich reichen Lohn ihrer Arbeiten, den lebenden und ihren Schülern reichlichen Segen für ihre Mühen, beiden aber ein glückliches und dankbares rätoromanisches Land.

Man verzeihe mir, dass ich, während ich Charakterbildchen aus der rätoromanischen Cultur- und Litteraturgeschichte bieten wollte, solange beim Kloster Disentis verweilte; aber auch manche der heimgegangenen Bewohner dieses Klosters mögen es mir verzeihen, dass ich ihre Namen und Verdienste mit Stillschweigen übergehen musste. Mögen andere, besonders die Mitglieder des Vereines romanischer Studenten („Romania“) als Forscher oder Dichter diesen Boden betreten, auf dem eine dreizehnhundertjährige, mit dem Lande verwachsene Abtei steht, deren Stirne zwar Narben trägt, aber auch einen ehrwürdigen Glanz, den die Verdienste in so vielen Jahrhunderten gesammelt haben. —

Der Sänger des traurigen Jahres 1817.

In einem Liede von 500 Versen (Chrestomathie I. 518—523) wird uns das Hungerjahr 1817 geschildert, Igl onn de Fomaz; Julius Carisch ist sein Sänger. Er war Pfarrer des hochgelegenen Bündnerdörfchens Andest, wo er noch in der Erinnerung des Volkes lebt. Er wurde später Feldgeistlicher bei dem Schweizerregiment in Holland, wo er jung gestorben, ohne, so weit uns bekannt, andere Früchte seines Dichtergeistes zu hinterlassen. Aber sein „Hungerjahr“ bekundet ein grosses Talent, was einige Proben beweisen mögen.

Zuerst schildert der Dichter den früchtelosen Herbst des nassen Jahres 1816; die Hand Gottes gab nur so viel, als notwendig war, um die Prüfung und Strafe nach den gerechten Ratschlüssen des erzürnten Schöpfers verlängern zu können. Dann kam der kalte Winter:

Ah! co dein nus, grevan ils veigls, Affons po viventar? Denton ch' anguoscha ord lur eilgs Las larmas fa ruclar.	Ach Gott, woher wir nehmen sollten Für unsre Kinder Brot? So schrie'n die Alten auf, dann rollten Die Thränen banger Not.

Gewaltiger Schnee deckte Berge und Täler, die Hand fror am glühenden Ofen.

Et era vits eran clavaus: D' udir ei fieva mal, Co vid cadeina ferm rantaus En fom migiev' gl' armal.	Leer stand die Scheune und es füllte Mit Schauder sich das Herz, Wenn an der festen Kette brüllte Das Rind vor Hungersschmerz.

Endlich kam der Frühling, aber wie waren so elend die Menschen! Die Augen lagen tief in den Höhlen (der schöne Ausdruck: Lur eilgs eran lunsch en fuppai), die Leute kannten einander nicht mehr.

Sin in bastun mav' sepusont Ilg um da fom spossaus, Genont sin quel e tutt tremblont Et uss' gniev el tarraus.	Dort schleicht ein Mann fast ohne Leben, Es stützt ein Stecken ihn; Die Glieder ihm vor Hunger beben, Zur Erde stürzt er hin.

Ergreifend stellt dann der Sänger den Jammer des Menschen und die Wonne des Lenzes einander gegenüber:

Mo curch' il um entscheiv' morir, En foss' a senclinar Ah grazia! entscheiva a florir La tiarr' e vardagar.	Doch als der Mann zum Grab sich neigte, Erfasst von Todes Hand: O frohes Schauen! sieh, da zeigte In Blüten sich das Land.
Tarratsch entscheiva a verdir, Il luft uss' flada caul, Et il pomèr or' a bromblir, Gl' utschi legresch' c' ilg aul.	Und sieh, wie nun die Wiesen sprossen, Und wärmer weht die Luft, Es grünt der Baum in frischen Sprossen Ein Vöglein droben ruft.

Der magre Bauer treibt den mageren Pflugochsen mit der Rute, aber dieser stürzt auf die Knie; endlich ist ein Stück gepflügt, mit nassem Auge säet der Landmann das dem Munde geraubte Korn in die Furche.

Doch daheim?

Tgei ha d' els mumma cuschinau?
E' ha spir en aua faitg,
Cun larmas cungiu e salau
Ord crestgias ina traitg.

Ach, in die Speisen hat die Mutter
Klar Wasser nur gestürzt;
Mit Zähren ward das Kleienfutter
Gesalzen und gewürzt.

Das Kindlein ruft: „Vater, Brot!“ Und der Vater wendet sich weinend weg; dann gibt er dem Kinde einen Kuss und sagt: „Da hast du Brot.“

Tschau veing in tal, gl'ei pli spert
Ah bein, gl'ei eunc charstgieun;
La mort ruasav' agli vest':
Scalet mai d' oss ei' l eunc.

Sia petra fom, suspir e larm',
Schannigle mager meun
Susteing in fest, ah po erbarm!
Gresch' el, e splunt: po peun!

Seht ein Gespenst am Wege schleichet,
Ein Mensch, er starb noch nicht;
Ein Mensch, der dem Gerippe gleichet,
Den Tod im Angesicht.

Er seufzt und weint, die magern Hände
Und Knie' ein Stock nur hebt;
Er klopft und ruft um eine Spende:
„Ein Stücklein Brotes gebt!“ —

Es kam der Herbst, um der Not ein Ende zu machen; aber die Seuche raffte noch viele hinweg. Auch dies schildert uns Carisch, wie gewiss Brentano es nicht anschaulicher und ergreifender getan hätte:

La stad vargad', sco cheu gl' attun
Ers porschan peun a tutts . . .
Pli tier madirs ch' eran ils eers.
La mort pei tiranus'.

Ina madunza va si' l frust:
Grad bucc eunc de tigliar;
La tresta bettan fom, anguosch'
Cun sia farcl' a tiarr'.

En angonia tonsch' ell' eunc
La melna spig' en buch';
Quella era' uss' siu davos peun:
La dat il davos zugg.

Der Sommer ging, der Herbst lässt blicken
Das nahe Lebensbrot.
Doch da schon reife Aehren nicken
Hält Ernte grimm der Tod.

Da ging hinaus, die Sichel tragend,
Aufs Feld die Schnitterin.
Die Sichel führend, hungernd, klagend
Stürzt sie zur Erde hin.

Noch eine gelbe Aehre reicht sie, —
Das letzte Erdenbrot, —
Dem Munde sterbend, dann erbleicht sie,
Sie röchelt und ist tot.

Echt dichterisch bricht der Sänger hier ab, während wir noch hinschauen und lauschen. Fern der Heimat nahm der junge Pfarrer von Andest eine schöne Gottesgabe mit sich in das Grab. Er ruhe in Frieden!

Bilder aus dem Volksleben.

Auf den zwanglosen Wanderungen durch das Land der Rätoromanen haben wir einige Punkte aufgesucht, von denen aus das Kultur- und Gemütsleben des Volkes im 16., 17. und 18. Jahrhundert sich uns darstellte. Die Bildchen, scheinbar planlos an einander gereiht, werden immerhin den Beweis liefern, dass der Gau am romanischen Rhein, obwohl durch lange Kämpfe und Unruhen erschöpft und durch die territoriale Beschaffenheit keineswegs ein günstiger Musensitz, dennoch eine schöne, ja ungeahnt schöne Litteratur hervorgebracht hat. Die wenigen Proben haben wir meistenteils den zeitgenössischen *Dichtern* entlehnt, und, um unparteiisch zu sein, nahmen wir bei den Mönchen, Priestern und Prädikanten, beim Junker und beim Landrichter Einkehr. Bevor wir aber der Dichtergilde der dritten Litteraturperiode (von den vierziger Jahren bis zur Gegenwart) nahen, lassen wir auch die *Prosaisten* zu Worte kommen. In der Decurtins'schen Chrestomathie finden sich manche, naturgemäss zerstreute Prosastücke, die sich zu einem Ganzen vereinigen lassen, zu einer anmutigen Schilderei des Volkslebens an den Ufern des bündnerischen Rheins.

Der besten romontschen Prosaisten einer ist wohl der nun verstorbene Nationalrat *Gion Arpagaus* von Cumbels im Lugnezerthal. Er galt als etwas liberal, war ein hochgebildeter, liebenswürdiger Herr, Dichter dazu, aber hervorragender durch die Erzeugnisse seiner eleganten, bisweilen sarkastischen Prosa. Unter einem Völklein lebend, dem die harte Last der Arbeit den Rücken krümmt, legte der heitere, gesellschaftliche Arpagaus gern eine Lanze ein für eine *gesunde, fröhliche Ergötzung;* so mit besonderem Nachdruck in einem Aufsatz: Guder e schar guder, quei fa plascher. (Geniessen und geniessen lassen, das ist recht; Chrestomathie 636 ff.) Der bündnerische Staatsmann will durchaus kein Epikuräer sein und meint auch mit Recht, der Graubündner werde wegen des Bleigewichtes seines Charakters nicht den ganzen Tag spielen und tanzen. Die hohen Berggipfel, die dunkeln Wälder, die tiefgefurchten Thäler und dazu die harten Arbeiten geben dem Bündner vielmehr den Stempel ernster Betrachtung, als geräuschvoller Fröhlichkeit; Klagen über gesteigerte weltliche Vergnügungen seien unbegründet, auch wenn sie „von der Kanzel herabfallen“. Der beobachtende Volksmann findet, das Volk sei früher nicht nur fröhlicher, sondern auch kräftiger gewesen; auch ärgert er sich darüber, dass die kleinen Bündner und Bündnerinnen zu früh unter das Joch der Arbeit

kommen und dann unter eine oft pedantische Schuldisziplin; dann ergeht er sich in eine amüsante, der Jugend gewiss sympathische Plauderei, die in etwas abkürzender Verdeutschung hier Platz finden mag: „Wie Grossväter und Grossmütter sollen unsere Buben und Mägdlein des Weges gehen, ohne nach rechts oder links auszuspringen, den Kopf geneigt und vor allem ja kein Schwatzen und Singen! Die Regeln für die Schuljugend (buobanaglia) überträgt man natürlich auch auf die erwachsene Jugend. Spass und Scherz gilt als Ausgelassenheit, stilles, lahmes Wesen als schöner Charakter. Nach der Trommel oder Harmonika zu springen, oder gar nach der Geige, — solch teuflische Sprünge gehen gegen die Moral . . . Die Disziplin der Kantonsschule ist wenn möglich noch strenger. Der Rektor oder Professor, der in Aufstellung von Verordnungen erfindungsreicher ist, der triumphiert. Eine Wanderfahrt, ein Lied, ein Kriegsspiel auf dem Schneefeld — aber dazu fehlt die Zeit! Wohin kommen wir, wenn wir das Licht des Humors und des Frohsinns entfernen, die Geistesentwicklung durch die Brutwärme der Schule auf Kosten der Gesundheit beschleunigen? Wo haben wir den Trost, diese Fülle der Adern zu sehen, dieses Leben in den Muskeln, diese Frische in der Phantasie, die Conturen zum Bild einer blühenden Jugend? Die Jugend sei jugendfrisch, sonst gibt's keine Männer:

Giuvens de giuven ston far,
Autramein umens nun san daventar. —

Schauen wir noch die Studenten der höheren Schulen an! Vor Zeiten zeichneten sie sich aus durch Einfachheit, Gemütlichkeit und Genügsamkeit. Gern sprangen sie über die Latten hinüber, liessen die Zügel schiessen und gaben sich gern als Vorläufer einer besseren Zukunft. Das Blatt hat sich nun gewendet: früher war die Einfachheit oben, jetzt ist sie unten. Studenten sind jetzt Männer in Gala, tragen Handschuhe und Seidenhüte und Mäntel, führen sich gemess'nen Schrittes spazieren, rauchen Cigarren, besuchen Cafés und Abendgesellschaften, stehen gern im Schatten der Höhern, sprechen gar noch von ihrer Erfahrung. Sie erinnern kaum mehr an die frischen gedrungenen Gestalten der Akademiker vor 40 Jahren; sie scheinen ermüdet und geichen herabgestimmten Instrumenten . . ." —

In einem andern Artikel der Ligia Grischa (Chrestomathie 641 ff.) zeigt der hochgestellte Staatsmann Liebe und Verständnis für die *Landwirtschaft.* Fünf Bauern, graue Häupter, vereinigen sich an einem langen Winterabend zu einem Heimgarten und plaudern von der guten alten Zeit, wo Rosen und Lilien lieblicher blühten, wo Garten und

Anger ergiebiger waren, Wiesen und Weiden besser stunden. Woher die Veränderung?

Giachen unter der Kirche, der schon 70mal die Kirschbäume beim Dorf in Blüte sah, sieht die Uebervölkerung als Ursache des abnehmenden Wohlstandes an.

Rest Andriu schiebt alle Schuld auf das Wetter; Föhn und Churerwind seien schlimme Gäste, das Klima werde immer schlimmer.

Dagegen macht Jeremias della Valetta geltend, die Menschen tragen die Schuld, da sie altehrwürdige Gewohnheiten vernachlässigen, dafür aber den Pflug mit Rädern und andere Neuerungen einführen.

Flep de Susanna erbittert sich über Luxus in der Lebensweise; dafür habe man jetzt kaum ein Stückchen Tuch zum Flicken, während weiland die Misterlessa (Frau des Präsidenten) einen Rock trug, der so viele Falten hatte, als das Jahr Tage; Kannen und Tassen verschlingen den Wohlstand.

Zuletzt muss scarvon Modest, ein grundgelehrter Mann, aber verkappter Materialist, seine Meinung abgeben. Er holt weit aus, — bei Napoleon, — nennt sich selber bescheiden nur einen „bau de grascha" (Mistkäfer, nach der Benamsung des derboriginellen Pfarrers Hansemann von Lugnez), findet aber, dass zu einem gedeihlichen Stand der Landwirtschaft drei Dinge notwendig sind: das erste der Dünger, das zweite der Dünger, das dritte die Schwester beider. —

Die ganze Plauderei ist praktisch, dabei in einer reinen Sprache gehalten. Jedes Wort und jede Wendung ist romanisch, wie überhaupt Gion Arpagaus in Schrift und Rede zeigen wollte, das Romontsche habe nicht nur das Recht aufs Dasein, sondern auch die Fähigkeit sich herrlich zu entfalten. Dabei war Arpagaus entschiedener Gegner der Verschmelzung der verschiedenen Dialekte, weil sie eben unorganisch und daher unhaltbar ist; dagegen wünschte er, dass die sprachlichen Eigentümlichkeiten und Reliquien in den entlegenen Thälern gesammelt und erhalten werden, ein Wunsch, der sich in der Decurtins'schen Chrestomathie vollauf erfüllt hat.

* * *

Wenn man von Männern spricht, die für rätoromanische Kultur und Litteratur Bedeutsames geschaffen haben, wird der Name *Placidus Condrau* stets mit Ehren genannt werden. Es war vor einem halben Jahrhundert. Da drang man in den noch jugendlichen Professor Pla-

cidus Condrau, er möchte eine konservative romanische Zeitung gründen. Dabei gab man ihm die für einen Redakteur gewiss trostvolle Versicherung, er werde die Zeitung ohne erhebliche Unterstützung, fast ganz mit seiner höchsteigenen Hand zu schreiben haben, da die romanischen Bündner nicht schreibselig sein werden! Der Herr mit dem lebhaften Blick und lebhaften Schritt ging mit einiger Aengstlichkeit an diese Aufgabe. So entstand die *Gasetta Romontscha,* die mit Plazid Condrau alt geworden und jugendfrisch und sich treu geblieben ist. Freilich geht das Blatt wöchentlich nur einmal ins Land hinaus; dafür aber hat der unermüdliche Greis den seltenen Trost, dass sein Blatt jedesmal gründlich und vom rätischen Bauer wiederholentlich gelesen wird, und den noch seltneren Trost, dass er auf diesem langen und heiklen Wege nicht Irr- und Umwege gemacht, sondern mit seinem Blatt wetterfest und farbentreu geblieben ist und hüben und drüben in Ansehen steht. Möge der Nestor der schweizerischen Redakteure, (jetzt unterstützt durch seinen Neffen Mistral Giachen Giusep Condrau), im Rückblick auf sein langes, thätiges und aufopferndes Leben auch den Lohn für dasselbe finden! Zu der journalistischen Thätigkeit kommen noch zahlreiche Arbeiten für die rätoromanische Geschichte und Schule.

In der Chrestomathie wird als erste Probe von Condrau's Schreibart vorgeführt: Il Righi Grischun. Gemeint ist der Piz Mundaun; von dort aus überschaut Condrau das ganze Ländchen mit scharfem Auge und beschreibt es mit seinem scharfen, aber bedächtigen Griffel. Dann wendet er sich zu den beiden Bädern, Somvix (Tenigerbad) und Peiden, und schliesst die Schilderung mit der schalkhaften Bemerkung (er schrieb anno 1851): „Die beiden Bäder genügen unseren Leuten: Käs und Brot ist für sie die beste Kur. Die Wasserkur machen sie auf eigene Weise: sie baden sich etlichemal gehörig, schröpfen sich ergiebig, trinken Wasser gar reichlich, thun bei Tische sich gütlich, und schon nach drei bis vier Tagen kehren sie gesund und wohl aus dem Bade heim, gesund und wohl, wie sie hineingegangen sind!"

Die dritte Stilprobe schildert das Passionsspiel von Lumbrein (1862), und Lob und Tadel wird unter die trefflichen Bemerkungen eingestreut. Das zweite Probestück aber mit dem Titel „*Ventschidas*" (1861) möge hier in wörtlicher Uebersetzung stehen: Aber wie soll ich den Titel verdeutschen? Das Wort heisst ungefähr „Vollendung" und bedeutet die festliche Mahlzeit, welche im Herbst nach Beendigung der Erntearbeiten, etwa Ende Oktober, gegeben wurde.

„Glückselig jener, der, entfernt den Weltgeschäften,
Sein Feld mit eigenen Stieren gepflügt,

singt schon der berühmte römische Dichter Horaz. Und der vaterländische Geschichtsschreiber Johannes Müller erhebt den Bauernstand noch höher, indem er behauptet, die Landwirtschaft erhalte den Menschen gesund an Leib und Seele. Und in der That, was ist schöner, angenehmer und erspriesslicher, als die Arbeit unter freiem Himmel, in der freien, erhabenen Natur? Was ist wonniger, als seine Felder zu bebauen und zu verbessern, zu sehen, wie die Früchte keimen, grünen, blühen und reifen? Welch ein Vergnügen für den Landmann, Heu und Emd einzudachen, die Scheune voll! Welche Wonne, das Korn einzuheimsen, die schönen, vollen Aehren! Welche Freude, seine Habe zu vergrössern, nicht auf Kosten des Nebenmenschen, sondern der Erde, welche der Schöpfer dem Menschen zu seinem Nutz und Frommen so feierlich übergeben!

Erwägt man das, so begreift man, dass der Bauer mit vollem Recht sich freut, wenn er im Herbste die Früchte eingebracht hat. Jeder muss zugeben, dass es nur recht und billig ist, wenn der Hausherr dem ganzen Hausgesinde eine rechte Mahlzeit (ventschidas) gibt. Wir haben es schon oft beklagt, dass in unserer gewinnsüchtigen Zeit *die schönen Gebräuche im geselligen Leben immer mehr verschwinden*, und wir sehen es ungern, dass auch in unserer Gegend der schöne Brauch dieser festlichen Mahlzeit im Herbste sich zu verlieren droht. Merkwürdig jedoch ist der Umstand, dass es gerade in einer Zeit geschieht, wo die Ueppigkeit in Nahrung und Kleidung bis in die weltfernsten Thäler fortschreitet. In der alten Zeit, wo man einfach lebte und mit der Kirmes und der Erntemahlzeit zufrieden war, gab es nicht so viele Versteigerungen, und Franklin sagt in seinen Haushaltungsregeln nicht umsonst, man solle die täglichen kleinen Ausgaben mehr fürchten, als die seltenen grösseren; jene werden einer Haushaltung mehr schaden als diese.

Aber die Sache dreht sich nicht nur um den Nutzen, etwas Edleres kommt in Frage: der Familiengeist und das gute Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter soll durch diese Festlichkeiten gepflegt werden. Wahrlich, ein Hausvater, der seinen Kindern, Knechten, Mägden und Taglöhnern, die bei der Aussaat und Ernte getreulich mithelfen, nach vollendeten Arbeiten kein kleines Festmahl zu geben sich entschliessen kann: das ist ein Filz und verdiente, dass Gott ihm auf dem Feld keinen Halm wachsen liesse. Will man die Kinder und Dienstboten bei der Arbeit fleissig und fröhlich sehen, dann mache man ihnen auch eine Freude. Und welche Freude ist es für die Kinder, wenn sie schon in der Morgenfrühe die Mutter in der Küche sehen, emsig beschäftigt,

gute Gerichte zum Freudenmahl nach den vollendeten Arbeiten zu bereiten! Und wie wohl thut es den Arbeitern, wenn sie auch 'mal zu einer rechten Mahlzeit sich hinsetzen dürfen! Frohsinn und Scherz, Sang und Klang, vielerorts die Würze bei rechten Mahlzeiten, das ist eine Herzensfreude, macht den Tag zu einem Festtag, der noch lange in froher Erinnerung lebt. Drum haltet fest daran:

„Sind vorbei die harten Tage,
Geht's zum frohen Festgelage."

Zwei Ermahnungen, die in der Gasetta Romontscha immer wiederkehren, gibt Plazidus Condrau auch hier dem Volke in klaren, herzlichen Worten: Ihr sollt sparen und das gute, schöne Alte bewahren!

Die fast auf 50 angewachsenen Bände mit dem Schild „Gasetta Romontscha da Placi Condrau", daneben die 40 romanischen Kalender und andere Schriften entheben mich der Pflicht einer wortreichen Darstellung der Verdienste eines Mannes, der geräuschlos, aber segensvoll für seine rätoromanische Heimat gewirkt hat; stat mole sua.

* * *

Vor zehn Jahren an einem Maiabend schloss zu Chur ein hochbegabter Mann sein kurzes Leben, *Alexander Balletta von Brigels.* Durch seine gemütvollen, eleganten Novellen und Aufsätze ist er in der deutschen Schweiz rühmlich bekannt. Sohn eines bündnerischen Obristen und einer hochbegabten Mailänderin, schaute sein seelenvolles Kindesauge das nievergessene schöne Südland; als Klosterschüler von Disentis und Kantonsschüler von Chur lernte er die nähere Heimat lieben; als Heidelberger Bursche füllte er die Brust mit deutscher Gemütlichkeit; der Ernst des Lebens brachte ihm Rosen und mehr Dornen; seine liebe Mutter ruhte erst 4 Stunden im Grabe, als er in seinem 45. Jahre starb. Seine romanische Prosa zeigt die gleiche Eleganz und Vollendung wie seine deutsche; sein reiches, von einer zarten Wehmut durchzittertes und von einem angebornen Schönheitssinn geleitetes Gemüt hätte ihn zum ausgezeichnetsten rätoromanischen Lyriker schaffen können. Es sollte nicht sein. So besitzt der Hoffriedhof zu Chur zwei Gräber, an denen der Freund rätoromanischer Litteratur nicht ohne Wehmut steht: es ist das Grab Anton Huonder's, der zwar durch seine wenigen Lieder den Ruhm des nationalen Sängers sich erworben, aber auch gewiss viele ungesungene Lieder mit sich ins Grab nahm; und Alexander Balletta's Gruft, die einen Liederfrühling deckt, der leider keine Blüten über den rätoromanischen Gau streuen sollte.

Aus Balletta's Probestücken wählen wir zwar nicht sein bestes, aber eines, das uns ein etwas dunkel gezeichnetes Bild aus dem Volksleben beim Beginn dieses Jahrhunderts bietet: *Errur e Reconciliaziun* (Chrestomathie 652 ff.).

Der Sonntag der *Landsgemeinde* war gekommen. Das Hauptdorf (Disentis) war angefüllt mit Menschen jung und alt; Jünglinge und Männer erschienen in alter Bündnertracht. Der Himmel war wolkenlos, Berge und Thäler kleidete ein frisches Grün, die Gletscher strahlten wie Silber, kurz, die Natur feierte ihr Frühlingsfest. Auch das Menschenherz war voll Freude, obwohl diese Freude gar weltlich war.

In den Wirtshäusern und vor denselben hörte man singen und pfeifen, und Männer und Jünglinge tranken mit Kellen aus offenen Fässern. Wer hatte das alles bezahlt? Ohne Zweifel jemand, der Interesse hatte. Sichtlich hatte der Wein schon manche Köpfe erhitzt und der Gesang war nicht immer ganz richtig. Ein aufmerksamer Beobachter hätte überdies bemerkt, dass die Männer der verschiedenen Gemeinden ihren eigenen Versammlungsort hatten, wo man vom heutigen Tage sprach. Manche Namen hörte man nennen und nicht immer mit der grössten Höflichkeit.

Trommelwirbel unterbricht das allgemeine Reden. Die Volksmenge füllt die Wege und Wiesen des Dorfes. Der austretende Mistral (Präsident) im roten Mantel, ihm voran der Weibel in den Farben des Kreises, und die Obrigkeit gehen auf den Platz, wo das souveräne Volk frei seine Häupter wählen soll. Die Knabenschaft mit alten Gewehren und mannigfachen Bannern marschiert in militärischer Ordnung und salutiert vor den „Herren". Der Pfeifer und die Trommler marschieren, begleitet von einer Kinderschaar, die heute einen frohen Tag hat.

„Bildet den Ring!" kommandiert der Weibel.

Die Menge gehorcht, aber nicht gern; es gibt Unordnung, aber für den Augenblick schweigt alles, weil der Mistral den Eid beginnt; die Männer entblössen das Haupt und sprechen feierlich den Eid nach. Es war ein ergreifendes Schauspiel, wie diese Männer Alt-Rätiens in ihren grauen Kleidern sich vor dem Herrn verneigten. Nach dem Eide entsteht Bewegung, die Reihen öffnen sich und da und dort sieht man prächtige Uniformen gold- und silberverbrämt, aus der Garde des allerchristlichsten Königs Ludwig XV. Diese Herren gingen auf und ab, machten mitunter ironische, meistens wohlmeinende Bemerkungen.

Jetzt beginnen die Wahlen und dieser und jener wird vorgeschlagen; es gibt Lärm und Gebrumm, die Gemeinden treten als Rivalinnen auf. Ein Weilchen und die erhitzten Köpfe haben ihr angebornes Phlegma

verloren. Arme erheben und senken sich, Stossen, Lachen und Schläge sind heute wohlfeil und ein Loch im Kopf brachten unsere Väter nicht in Anschlag; ja man sagt von einer Gemeinde, sie brächte eisenbeschlagene Stöcke mit. Doch der Lärm legt sich und die Wahl des Mistrals beginnt. Der austretende hat nicht mehr angenommen, ein anderer muss folgen. Man hört den Namen Gion, dort im Ring hört man ein Hurrah, aber kein lebhaftes; dort befand sich Gion selbst, umgeben von seinem Stabe, der Pieder voran . . .

„15 Batzen per Mann!“ ruft eine Stimme.

„16“ schreit eine andere.

„18“ wiederholt die erste.

Der Lärm wird stärker und legt sich wieder. Gion verlor seine Farbe und zitterte vor Erregung. Der von Pieder vorgebrachte Hinweis auf die „guten Dienste“ hatte ihn ergriffen.

Der Augenblick der Wahl ist gekommen. Gion und seine Garde machten die letzte Anstrengung. Die Stimme Pieder's erscholl nochmals:

„19 Batzen per Mann.“

Eine Bewegung erfolgte; die Gegenpartei hatte ein solches Anerbieten nicht erwartet; viele waren im Begriffe, das Feld zu räumen, es war ein kritischer Moment.

„20 Batzen und Capitani Christ auf die buora“ (Standort des Mistrals). Diese Worte machten allgemein Eindruck, neue Bewegung, ein Jauchzen und Pfeifen ringsum, vielhundertfach ertönt es:

„Sin la buora cun Capitani Christ!“

„Wir wollen den Gion!“ entgegnen andere, aber schwächere Stimmen.

„Was?“ hört man plötzlich, „Der junge Bursch will Mistral werden! Wenn's sein Schwiegervater wäre; er soll zuerst die Schulden zahlen!“

Ein allgemeines Gelächter war die Antwort.

Stellt euch vor, diese dornenvolle Lage des armen Jungen! Die Wahl ist natürlich zu gunsten des Gegenkandidaten ausgefallen. Als ob sich alles gegen Gion verschworen hätte, — wenige stimmen für ihn, auch bei den andern Aemtern . . . Die Landsgemeinde hatte sich bereits zerstreut, Gion stand noch auf dem Platze, wie ein General nach der verlornen Schlacht; seine Kameraden konnten ihn endlich überreden, in die nächste Wirtschaft zu folgen.

Gion, Gion, der rote Mantel ist verloren, die Goldvögelein verflogen und neben dir geht mit grossen Schritten, dein fataler Geist, — der Pieder!

Hat Balletta zwar nicht so poetisch wie in seiner deutschen Novelle „Alfred“, aber doch nicht ohne Humor von der Landsgemeinde geplaudert, so schildert *Giachen Michel Nay* in zwei Prosastücken (Chrest. 730 ff.) *das Aelplerleben* und eine „*Kirchweih*“ im Bündnerlande. Er besucht den Senn mit den zwei Buben, die so zufrieden sind, weil sie noch nicht über die Bündnergrenze hinaus sahen; er hört am Abend den Aelper beten: „Unsere gute, hl. Margareta, behüte uns und unser Vieh vor allem Unglück!“ Befragt, wie man so fröhlich sein könne auf der Alp, gibt der Senn zur Antwort: „Jeder von uns hat heute seine Pflicht erfüllt; wir haben nichts Böses gethan, wir haben Gott und seine guten Heiligen gebeten, sie mögen uns und unsere Tiere vor allem Uebel bewahren und wir können mit reinem Gewissen zur Ruhe gehen, das ist das allerbeste Kissen und Tuch.“

Das Stück „*La perdunonza*“ (das Kirchweihfest) schildert das Leben und Treiben im Bauernhause eines Bündnerdorfes an diesem Tage: schon am Sonnabend wird gefegt und gerüstet; aber dem alten Rätier gefallen die neumodischen Kleider seiner Töchter gar nicht: Die Mädchen früherer Jahre hatten nicht Sammt und Merino wie ihr, sie trugen noch „schlapas“ und waren schöner und heiterer; ein Bäuerlein mit wenig in der Hand muss in Trümmer gehen wegen dieser nichtsnutzigen Eitelkeit. Die Töchter wollen dem Alten nicht recht glauben und nähen dem Bruder, der Statthalter der Burschenschaft ist, einen Strauss an den hohen Hut. Die rüstige Hausfrau erscheint vor den Gästen nicht ganz in Gala, weswegen die älteste Tochter sie bei den Gästen entschuldigt: „La mumma ei eunc empau della moda veglia, sie geht nach der alten Mode.“ Vor Tisch sind die Bündner übertrieben höflich, da es eines langen Einladens und Schiebens bedarf, bis endlich der Onkel den obersten Platz einnimmt; dieser besteht darauf, dass nach altem Brauch aus Einer Schüssel gegessen wird, mögen die jungen Rätierinnen darob auch etwas verdriesslich dreinschauen. Das Essen und die Marenda nach der Vesper bieten ergiebigen Stoff für eine räto-culinarische Studie. Man verabschiedet sich mit der Versicherung, die perdunonzas gegenseitig gewissenhaft besuchen zu wollen, was zur Festigung des Familiengeistes gewiss löblich ist.

Nay schreibt nach allgemeinem Urteil eine vorzügliche, volkstümliche Prosa; in der Chrestomathie ist er auch durch zwei Gedichte vertreten: das eine ist ein begeistertes Loblied auf den Sänger der freien Bündnerbauern, das zweite ein Echo des „Pur suveran,“ beide kaum so wertvoll wie die köstliche Prosa desselben reichbegabten, humorvollen Verfassers.

Zu den Männern wie Arpagaus, Nay u. a., die auch durch poetische Erzeugnisse, aber noch mehr durch gutromanische Prosa den Wortreichtum der Sprache zu erhalten und den litterarischen Schatz zu bereichern berufen sind, gehört auch *P. Baséli Berther aus Tavetsch*, Benediktiner zu Disentis, dessen interessante Studie „Sas era nua Giuf ei?" (Chrest. 718 ff.) schon oben erwähnt wurde. Der Schluss derselben in Uebersetzung, liefert ein liebliches *Bild des frommen*, am altromontschen Wesen treu festhaltenden *Tavetschervolkes:*

„Pietät und Dankbarkeit drängt uns, zum Schluss noch etwas zu erzählen von den Ruinen von Giuf. Du bist vielleicht einmal schon eines Samstags zur Sommerszeit durchs Tavetscherthal gegangen und hast vielleicht gesehen, wie da die Bewohner an einem herrlichen Erntetag, obwohl die Heuernte drängt, in zwei langen Prozessionen, singend und den Rosenkranz betend hinaufzogen zur anmutigen Kapelle von Zarcuns. Es ist das ein alter Brauch, welcher treu von den Vätern auf die Söhne übergegangen und für die Thalschaft die Quelle reichen Segens geworden ist. Er kommt von Giuf, und wie es uns die Ueberlieferung erzählt, ging's also zu: Zu Giuf lebte einstmals ein gottesfürchtiger, heiliger Mann, Gionet mit Namen. Wohl war er nicht bewandert in den weltlichen Wissenschaften, aber um so besser bekannt mit dem Leben der Heiligen und in hervorragendem Masse übte er die Frömmigkeit. Sein Lieblingsgebet war das Vater unser. In ernstem Nachsinnen betrachtete er dessen Inhalt und ergründete so die hohen Wahrheiten dieses Gebetes, das der Herr selbst uns gelehrt hat. Er legte einen Weg zurück von Giuf bis Zarcuns, eine halbe Stunde, bis er betrachtend ein Vater unser gebetet hatte. Wahrscheinlich ging er auf dem Saumpfad, der noch jetzt durch Budas, Cascharullas, Florin nach Zarcuns führt. Es war das der Leichenweg der Bewohner Giufs und vielleicht der erste Weg durch die Thalschaft. Während nun eines Tages in diese Betrachtungen versunken und das Vater unser betend Gionet seines Weges ging, erschien ihm U. L. Frau, da wo gegenwärtig die Kirche von Zarcuns steht, und sie that ihm kund, dass sie, falls die Bewohner von Tavetsch es auf sich nehmen wollten, den Samstag durch eine Prozession an diesen Ort zu heiligen, das Korn reifen lassen wolle. Auf das hin sei die Kapelle von Zarcuns gebaut worden durch Gionet von Giuf.

Gehst du eines Tages durch die romantische Thalschaft und kommst du an dem Dorfe Zarcuns vorbei, so nimm dir die Mühe und besuche diese stille Kapelle; grüsse U. L. Frau mit einem andächtigen Ave; schau dann empor zum Gewölbe und du siehst dort die Darstellung dieses

Geschehnisses, wie U. L. Frau dem Gionet erschienen, der da auf den Knieen liegt. An der Mauer kannst du eine lateinische Inschrift lesen, des Inhaltes:

„Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen (Ps. 67, 36.), doch viel wunderbarer noch ist er in der allerseligsten Jungfrau Maria, der Königin aller Heiligen und Mutter seines göttlichen Sohnes, die er uns Bewohnern von Tavetsch in bevorzugter Weise zur Fürsprecherin und Beschützerin gegeben hat, wie auch sie selbst es bezeugt hat dadurch, dass sie hier an dieser Stelle durch ein Wunder einem gewissen Gionet von Giuf erschienen, am 8. Januar des Jahres 1622. Das wird bewiesen durch schriftliche Belege und das Bild hier, und wird auch fest geglaubt."

Unten am Rande des Bildes steh'n die Worte: „Bartholome Broder von Castelberg hat dies Bild gemalt anno 1763."

Wie uns ist gesagt worden, mussten sich früher zahlreiche Schriften über diesen Mann im Gemeinde-Archiv gefunden haben; er wurde begraben auf dem Friedhof von Sedrun unter dem kleinen Portale. Zu Selva, wo man vor dem Baue der Kirche von Sutcrestas die Samstagsprozession nach Tschamutt hielt, wurde jedesmal ein Gebet verrichtet zum frommen Andenken an Gionet von Giuf.

Es macht einen eigentümlichen Eindruck auf einen, wenn man, ich möchte sagen, die ganze Gemeinde jeden Samstag vom Skapuliersonntag bis zum Rosenkranzfeste, allhier zusammengeschart sieht vor dem Bilde U. L. Frau, ihre Gebete, ihre Bittseufzer, ihre Wünsche vereinend mit dem Opfer des Priesters. Der Eindruck wächst, hört man noch den schönen Volksgesang, die hellen, klangvollen Stimmen, begleitet von den sanften Tönen der kleinen Orgel. Hier hörst du noch die so schönen, religiösen, romontschen Lieder, besonders jene Lieder, die der vielverdiente P. Beat Ludescher für unser romontsches Volk gedichtet, jener Mann, der so segenreich gewirkt durch seine verschiedenen Schulbücher, seine Predigten und hauptsächlich durch sein cudisch de devoziuns (Gebet- und Andachtsbuch). Zum Schluss des Gottesdienstes erschallt noch als letzter inniger Gruss vom ganzen Volk das „Salve Regina". Gross und klein, alt und jung schaut nochmals auf zu U. L. Frau, entbietet ihr seinen Gruss und empfiehlt sich wiederum in ihre hl. Hände für die kommende Woche. Und wieder hörst du die Bittseufzer aus der Lauretanischen Litanei und hörst das vielstimmige, weittönende Rosenkranzgebet und beide Prozessionen ziehen wieder hinunter gen Sedrun und Rueras.

Die Samstagsandacht ist für die Bewohner von Tavetsch ein nicht geringes Opfer; wird sie doch abgehalten zu einer Zeit emsigster

Arbeit, in der eine einzige Stunde von so grosser Wichtigkeit sein kann. Doch dessenungeachtet hält jede Familie viel auf diese Andacht und nimmt regen Anteil daran."

* * *

Es wären noch manche Prosaschriftsteller zu nennen: *Novellenschreiber* wie *Bühler*, *Muoth*, *Balletta* u. a.; *Uebersetzer*, wie Maria *Cavelti* (Fabiola, eine schwierige und doch gelungene, elegante Bearbeitung), *Latour*, *Mistral Pieder Vinzens*, deren Uebersetzungen juridischer Werke als mustergültig gelten; *Chronisten*, wie *Duitg Balletta*, *Steinhauser* und besonders *Duri Berther*, der den Einfall der Franzosen in das Bündner Oberland (1799) beschreibt. Dr. Decurtins, der die gründlichste Arbeit über den „Franzosenkrieg" in Bünden geliefert hat, nennt Berther's Tagebuch „die beste Quelle über die grässliche Katastrophe und die Umstände, die das Verhängnis herbeigeführt haben. Nirgends kommt der tiefe Schmerz des oberländischen Volkes über die Zerstörung des nationalen Heiligtumes (Kloster Disentis) so zum Ausdrucke wie hier." Die Rätoromanen haben an Berther ihren Josephus Flavius gefunden.

Die Dichter der Neuzeit.

Wenn der edle Ölbaum des Morgenlandes alt und unfruchtbar zu werden droht, pfropft man ihm ein Reis des wilden Ölbaumes ein wodurch der alte Stamm neu belebt, das Reis selbst veredelt wird. So war die rätoromanische Poesie vor und nach Beginn des 19. Jahrhunderts in ein Stadium der Erschöpfung und Erschlaffung gekommen. Wenn auch das menschliche Herz ein ewig fruchtbarer Boden der Poesie ist, so muss es doch auch einen Zeitenwechsel, eine Strömung in der geistigen Atmosphäre geben, sofern eine neue Periode dichterischer Blüten und Früchte für ein Volk eintreten soll. Der edle Ölbaum rätoromanischer Poesie hatte in drei Jahrhunderten im ganzen edle Früchte getragen: mitten im religiösen Hader und in den Streitigkeiten der „grawen Puren" sang man hüben und drüben tieffromme, glaubensinnige Lieder; und Lieder, die einer sittlichgesunden Nation Schmach anthun, kennt das Volk am jungen Rheine nicht. Als dann nach dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts die neue Zeit in das ziemlich abgeschlossene Land einzog, hatte der alte Ölbaum noch Kraft genug, das neu eingepfropfte Reis zu veredeln, und was man in Deutschland den Geist von Jungdeutschland unter Heine's Führung nennt, blieb der neuern rätoromanischen Poesie fremd.

Wir können hier nicht von Dichterschulen und -bünden reden, noch eine Linie zwischen Zugführern und Epigonen ziehen; auch stehen wir den Dichtern, von denen die meisten noch unter uns sind, zu nahe, als dass man sie jetzt vor den Richterstuhl der Kritik rufen dürfte. Wir beschränken uns auch hier, das eine oder andere charakteristische Bild hervorzuheben. Nichtgenannte Namen sind dadurch keineswegs aus dem Katalog der Poesie gestrichen. Ja, gerade jetzt, wo die rätoromanische Sprache sich rüstet, gegen das vorwärtsdringende Deutschtum einen wohl ebenso fatalen Kampf zu unternehmen, wie einst die rätische Unabhängigkeit gegen römische Macht an den Ufern der Ill: gerade jetzt wird es sich auch hier bewähren, dass der Antagonismus Kraft erzeugt und offenbart.

Es wird eine Seltenheit in der Weltlitteratur sein, dass ein Dichter, der im ganzen sechs Lieder hinterlassen hat, der eigentliche nationale Dichter ist; bei den Rätoromanen ist es so: es ist *Anton Huonder*, ein Charakterkopf, um den das Schicksal keine Rosen, sondern erst der Tod den kalten Lorbeer gewunden hat.

Anton Huonder wurde geboren im J. 1825 zu Segnas, einem Dörflein ob Disentis. Seine Gymnasialstudien machte er im Kloster seiner Heimatgemeinde, wo damals die katholische Kantonsschule sich befand. Der talentvolle Knabe sah täglich die grossartige Alpenlandschaft und das bündnerische Rheintal, das im Sommer obenso lieblich, als es im Winter grossartig ist. Dieses Land und Volk muss auf die empfängliche Seele einen so tiefen Eindruck gemacht haben, dass aus der Mannesbrust kein einziges Lied emporstieg, das nicht der lieben Heimat geweiht war. Anton gehörte dann zu jenem Kreis junger Bündner, die Bischof Mirer in St. Gallen um sich sammelte; dann zog er nach München, wo er drei Jahre Jus studierte. Die Vakanz führte ihn jedesmal mit seinem Jugendfreunde Dr. Berther in die Heimat, wo er fleissig der Jagd oblag, eine Leidenschaft, die ihn sein Leben lang begleitete. Zudem war er ein vorzüglicher Sänger, ein Mann von goldenem Humor, freundlich gegen alle, von allen geliebt. Seine Gestalt war wie seine Gedichte sind, fest gedrungen; sein seelenvolles, mildes Auge, und der prächtige Vollbart vollendeten seine imposante, sympathische Erscheinung. In seinen Unternehmungen war er ob seines Idealismus und Optimismus wenig glücklich; die Todesanzeige meldet uns, dass Anton Huonder, Eisenbahnbeamter, nach längern schmerzlichen Leiden und versehen mit den Tröstungen unserer hl. Religion, im Alter von 42 Jahren in die himmlischen Wohnungen abberufen wurde, am 18. März 1867; sein Leib ruht auf dem Hoffriedhof zu Chur. Unter dem Ahorn in Truns

haben die Volksgenossen ihrem Dichter einen Denkstein errichtet. Bei diesem Anlass legte Dr. Decurtins der rätischen Jugend in einem Heftchen Huonder's „sämmtliche Werke“ in die Hand, 6 Lieder, und begleitete sie mit einem Vorwort; es ist das Beste, was über Huonder's Muse geschrieben worden und möge in wörtlicher Uebersetzung hier stehen: „In wenigen Tagen wird sich beim ehrwürdigen Ahorn zu Truns ein Denkmal für unsern Oberländer Dichter Anton Huonder erheben. Wenn derjenige, der der Seele des Volkes die Zunge leiht und das ausdrückt, was das Herz einer Nation bewegt, der wahre Dichter ist, dann darf man mit Recht Anton Huonder den Dichter des romanischen Volkes nennen. Wie keiner vor und nach ihm, hat sich Huonder in die Denkart des rom. Volkes vertieft und den verborgensten, innersten Tönen im Herzen des Volkes gelauscht. Die stolze Liebe zur Freiheit, der tiefe Patriotismus, der kriegerische Mut, sowie die ungeheuchelte Frömmigkeit des romanischen Volkes haben in Huonder und seinen Liedern zum ersten Male einen klassischen Ausdruck gefunden. Für sein wahrhaft poetisches Empfinden fand Huonder immer den einfachsten und daher vollkommensten Ausdruck. Einzig dastehend, was Inhalt und Form betrifft, werden seine Lieder so lange dauern, bis das letzte romanische Lied am Fuss des Badus verklingt.“

Das Nationallied der Rätoromanen ist „A Trun sul igl ischi“ (Zu Truns beim Ahornbaum), ein Lied, das Huonder noch selbst dirigierte, das preisgekrönt wurde und auch in deutscher Uebersetzung gesungen wird. Die Palme aber gebührt dem „Pur suveran“, der freie Bauer. Ein anderes Lied besingt den „Pur sursilvan“, den Oberländer Bauern. Dieses verhält sich zum vorgenannten, wie ein Carton zum fertigen Gemälde.

Il pur Sursilvan.

Jeu sun e stun ruasseivel cheu,
Lavur' e fetsch miu fatg;
Engrazia nuot, ne vi ne neu —
Jeu viva da miu fatg.

Jeu regulescha tgeuamein
Miu far e demanar;
Bugien lavura pruamein
De stgir sco er' de clar.

Hai pauc marveglias de vus Gronds
Naschi, nutri sin thron;
Nutrescha mo de mes affons,
Vestgi cun agien pon.

Der Oberländer Bauer.

Hier stehe ich, ich hafte hier,
Und was ich soll, das thue ich;
Es ford're Keiner Dank von mir,
Denn meine Hand ernähret mich.

Ich lebe still, still richte ich
Mein Leben und mein Handeln ein;
Es sieht bei froher Arbeit mich
Das Dämmerlicht, der Sonnenschein.

Ich schaue nicht nach Grossen aus,
Sie wachsen in des Thrones Pracht;
Mir blühen in dem eignen Haus
Die Kinder in der eignen Tracht.

Sefutra pauc dil traficar
Dils speculants dil mun,
E suenter miu puril maniar
Ei tut il mun radun.

Termetta gie de mia Val
Schi schuber e serrein,
Sco Liber — buca sco Vasal
A vus giudo il Rhein.

Perquei tadlei vus gronds Signurs
De quellas, tschellas vals,
Ei crescha eunc adina Purs
Cun bratscha, pungs e pals.

Und nimmer werde ich vertraut
Mit all dem Handel auf der Welt.
Ich schau', soweit ein Bauer schaut,
Und denk, die Welt sei rund bestellt.

Ich sende euch aus m^inem Thal
Im makellosen, hellen Schein,
Noch unentehrt vom Sklavenmal
Den Rhein, den freigebornen Rhein.

Drum stolze Herren, hört mich an,
In allen Thälern nah und weit:
Es starb noch nicht der Bauersmann
Mit Arm und Faust und Pfahl bereit! —

Kein Wunder, dass die „grawen Puren“ in diesem kraftvollen Liede sich selber sehen und hören. Wenn diese canzun den edlen Bauernstolz zum erregten, ja kühnen Ausdruck bringt, zeigt uns „Il Pur Suveran“ mehr die selbstbewusste, ruhige Würde und das Lied ist abgeschlossener, abgeklärter, ein Meisterstück, das vielfach übersetzt wurde, aber würdig wohl nur in altrömische Form umgegossen werden könnte.

Il pur suveran.

Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp,
Cheu tschentel jeu miu pei;
Artau hai jeu vus da miu bab,
Sai a negin marschei.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
Quei miu regress e dretg.
Sai a negin perquei d'engrau,
Sun cheu jeu mez il retg.

Quei mes affons, miu agien saun
De miu car Diu schengetg,
Nutreschel els cun agien paun,
Els dorman sut miu tetg.

O libra, libra paupra̍dat,
Artada da mes vegls,
Defender vi cun taffradat
Sco popa de mes egls.

Gie libers sundel jeu naschius,
Ruaseivels vi dormir,
E libers sundel si carschius
E libers vi morir.

Der freie Bauer.

Das ist mein Fels, das ist mein Stein,
Drauf setz' ich meinen Fuss;
Was mir der Vater gab, ist mein;
Wer fordert Dank und Gruss?

Feld, Scheune ist mein Eigentum,
Mit Weg und Steg mein Land;
Nach keinem schau ich dankend um,
Und — König heisst mein Stand.

Die Kinder, meiner Adern Blut,
Sie sandte Gott mir zu;
Mein eigen Brot ernährt sie gut,
Mein Dach deckt ihre Ruh.

O freie Armut, Jener Gut,
Die meine Ahnen sind!
Ich schütze dich mit tapferm Mut
Wie meines Auges Kind.

Frei war ich auf der Mutter Schoss,
Mein Schlummer furchtlos sei!
Ich wurde mit der Freiheit gross,
Und sterbend sei ich frei!

Lieder ähnlichen Inhaltes erzeugte und wird das romanische Volk noch manche erzeugen, nur sind sie nicht so klassisch abgerundet, einheitlich und kräftig wie Huonder's Sang. Wir erinnern nur an das bekannte „Naven dal Crap-Alma entochen Bernina", von Joseph Casanova, Pfarrer von Villa und später Kanzler des Bistums Chur. Einige Strophen, besonders Eingangs, sind kraftvoll und einem echten Bündnerherzen entquollen; später aber blickt der gelehrte Kanzler allzu sehr in die Geschichte und ermahnt auch zweimal seine Rätier zu ähnlicher Reflexion. Dadurch weicht sein Lied vom surselvischen Bauernlied Huonder's ab, der seinen „Pur sursilvan" auf einer Jagd im Bündner Oberland gedichtet haben soll, wo er nur aus zwei Büchern schöpfte: aus dem heimatlichen, anmutigen, bergumstarrten Oberland und aus seinem begeisterten, edelstolzen Bündnerherzen.

An den Namen Huonder, insofern dieser das Nationallied des Bündner Oberlandes gesungen und den durch die Natur und durch lange Kämpfe gestählten Charakter des rätischen Bauernstandes im Granitbild seines „freien Bauern" zum vollendetsten Ausdruck gebracht hat, müssen wir die Bemerkung knüpfen, dass von den oberländischen Dichtern die vaterländischen Stoffe bis jetzt lange nicht genug ausgebeutet wurden. Hohenrätien ist ein Acker, auf welchem die Weltgeschichte so tief gepflügt hat, dass eine Saat dramatischer und epischer Poesie auf demselben gedeihen könnte. Wir haben Beweise: Lemnius, der lorbeergekrönte Humanist, hat seine ladinischen und lateinischen Dichtungen mit seiner Epopöe Raeteis gekrönt, in welcher er den Freiheitskampf der Bündner gegen Maximilian in eleganten Hexametern besingt. Freilich ist Lemnius nach Denkungsart und Sprache der in die Alpen gekommene Vergil („Andinum mihi patria rura dederunt"); aber der Krieg, an dem der obere graue Bund hervorragenden Anteil nahm, böte gewiss einem romanischen Dichter Stoff zu einer würdigen vaterländischen Schöpfung. Ein deutscher Dichter, Placid Plattner, hat durch seinen „Caldar" und „Rink von Baldenstein" den rätischen Freiheitsgeist und den Untergang des Feudalismus in Rätien im Spiegel dramatischer Dichtung vorgeführt; auch Planta's dramatisierte Geschichten dürfen nicht vergessen werden; und wie oft wurde Georg Jenatsch, der bedeutendste Parteimann im zerklüfteten Rätien des 17ten Jahrhunderts, der Mann mit dem zerklüfteten Ich, wie oft wurde er schon von Deutschen behandelt und bedichtet! Diese und noch manche Blätter der ebenso interessanten als zu wenig beachteten Geschichte Graubündens sollten von rätoromanischen Epikern und Dramatikern dem Volke mehr in Erinnerung gebracht werden. Ein

vaterländisches Drama, und würde es auch nur in einer grossen Scheune aufgeführt, würde dem Volke mehr Freude und vaterländischen Sinn zuleiten, als alle pompösen Gesangsfeste, die in den fremdländischen Hallen, aber nicht im Herzen eines Gebirgsvolkes, das seinen Volksgesang liebt, ein Echo finden. Ebenso wahrscheinlich ist es, dass Stoffe aus der heimatlichen Geschichte in Form von Balladen und Epen für die rätoromanische Jugend mehr erzieherischen Nutzen stiften und freudigeren Anklang finden möchten, als eine Uebersetzung des Nibelungenliedes, das in neuerer Zeit in die Schulstuben rätoromanischer Knaben und Mädchen eingeführt werden soll. —

Indem wir auf die rätische Geschichte als einen von rätischen Dichtern nicht genug besäten Acker hinweisen, sehen wir einen zeitgenössischen Dichter, der dieses Hinweises nicht bedarf, vielmehr gerade auf diesem Felde die schönsten Früchte seiner eigenen, sowie der rätoromanischen Poesie überhaupt zur Reife gebracht hat. Es ist Muoth, der unbestrittene Museget unter den jetzigen Rätoromanen. In der Decurtins'schen Chrestomathie besetzt er weitaus den grössten Raum, und seine Brüder im Apoll gönnen ihm mit neidloser Freude auf dem gemeinsamen Acker das weiteste Stück.

Giachen Caspar Muoth wurde geboren am 29. Sept. 1844 zu Brigels im obern grauen Bunde. Es mag wohl sein, dass das hochgelegene Dorf, das die beiden Angelpunkte von Oberrätien, Disentis und Chur, überblickt, und ein kräftiges, gemütliches, reichbegabtes Völklein beherbergt, den Dichtungen seines Sohnes ein vorteilhaftes Gepräge gegeben hat. Des Dichters Eltern waren vermöglich; seine Studien begann der Knabe an der Stadtschule zu Feldkirch, an der Klosterschule zu Disentis, setzte sie fort zu Freiburg, Lausanne und München. Es hatte aber des Schicksals rauhe Hand in des jungen Scholaren Locken hineingegriffen; er musste, wie mancher Bündnerstudent früherer Zeit, sein Studiengeld sich selbst verdienen, während er, besonders zu München, klassische Philologie und Geschichte betrieb. Die Liebe zur Dichtkunst nährte und läuterte er an guten Vorbildern: Vergil, Horaz und Homer. Mit 23 Jahren schrieb er nach der Aeneide einen „Rätus“ in mehreren tausend Alexandrinern, ein Werk, das aber vom Dichter selbst dem Feuer überantwortet wurde, ohne dass die Liebe zur Poesie und vaterländischen Geschichte in der Asche starb. Während zu Brigels seine irdische „Sach auf nichts gestellt“ wurde, tröstete er sich mit Poesie. Damals entstanden „Las spatlunzas“, („die Hanfflechterinnen“) in fliessenden romanischen Hexametern, und andere Gedichte; auch ein Drama wurde in Angriff genommen, aber nicht vollendet, ebenso Uhland's

Ernst von Schwaben übersetzt. Unglaublich, aber wahr und kaum verzeihlich ist es, dass manche Gedichte aus Muoth's Jugendzeit verloren gingen. Seit dem Herbst 1873 wirkt Muoth als Professor des Lateinischen und der Geschichte in Chur, während die Vakanz ihn jedes Jahr in sein geliebtes und vielbesungenes Oberland zurückführt. Seine Werke sind verschiedenartig und zahlreich, teilweise Fragmente, wie überhaupt eine volle Würdigung des ebenso bescheidenen, als fruchtbaren und originellen bündnerischen Dichters und Gelehrten jetzt verfrüht und unmöglich ist.

Muoth hat sowohl Germanistik als Archive studiert, vor allem aber und mit glücklichem Erfolg sich in das Studium des eigenen Volkes vertieft. Die heimatlichen Gebräuche, die lieblichen Feste, das Treiben der Jugend zur Fastnachtszeit, das Leben auf den rätischen Alpen, das Leben und Weben in den niedern, getäfelten Stuben der Heimat, der Bündnercharakter, wie er sich in der Geschichte und im täglichen Leben offenbart: das alles wird in den Muoth'schen Romanzen und kleineren und grösseren Epen so echt national zur Darstellung gebracht, dass Muoth der populärste romanische Dichter ist. Huonder war nur Lyriker, der als solcher nach den wenigen, aber unübertroffenen vaterländischen Liedern ein anderes Lied nicht mehr singen wollte, während Muoth, nachdem er die romanische Ballade und Epopöe eigentlich begründet hat, nicht nur in dieser Richtung weiterbauen, sondern vielleicht noch als romanischer Dramatiker sich erproben wird.

Muoth's schönste Ballade ist die jedem rätischen Knaben geläufige: „La dertgira nauscha de Valendau". — Da hat der Dichter einen glücklichen Griff gethan, und was der deutsch-bündnerische Dichter Plazidus Plattner in seinem wirkungsvollen, formvollendeten Schauspiel: „Rink v. Baldenstein" schildert, hat Muoth in seiner Ballade dargestellt: den siegreichen Kampf der „grawen Puren" gegen die Herren des schwarzen Bundes. Heinrich von Räzüns war Mitstifter des grauen Bundes, brach aber seinen Eid und sollte den Eidbruch mit dem Tode büssen: doch die Richtstätte verwandelt sich in ein Freudenmahl, der Groll der Bündner wird im Pokal beruhigt; der starke Arm und das milde Herz der Alpensöhne versöhnen sich. Das alles hat Muoth mit seltenem Wohllaut, unübertroffener Anschaulichkeit besungen.

Der erste Teil schildert den Gang zum Gerichte und die Ursache desselben:

La vall Versom rabatta stagn
Da roschas bein armadas;
La Rabiusa rocla ferm
Las auas tschallatadas;
Ils pegns ballontschan; ils umens tschon-
tschan
E fan rueida, tenent cusseida
Sur 'gl um che marscha tribulaus
Amiez la roscha cadenaus.

La Vall Versom rispunda spess
In num e niebel tetel;
La selva resda repetent
De dretgs e cumin-étel,
De tirannias e felonias
E de sbarradas e de terradas,
E mintga mai aud' ins schement
Amiez la fuol' il delinquent.

Es wiederhallt das Thal Versam
Von wohlbewehrten Scharen.
Die Rabiusa tosend wälzt
Die Wellen wild zerfahren.
Es nicken die Tannen, es plaudern die
Mannen,
Die lärmend Rat pflegen, des Mannes wegen,
Der tiefbekümmert ganz und gar
Gefesselt schreitet in der Schar.

Es wiederhallt im Thal Versam
Ein Name edlen Standes;
Der Wald tönt manches Wort zurück
Vom Recht und Wohl des Landes,
Von Tyranneien und Verrätereien,
Von bösen Tagen und Niederlagen;
Und in der Schar seufzt dann und wann
Laut auf der schuldbeschwerte Mann.

Hier wird echt dichterisch die Schuld des Delinquenten eingeführt und kurz erzählt, wie die grauen Männer den schwarzen Bund mit leichter Mühe in Trümmer schlugen und die von oben stammende Freiheit retteten; aber die beleidigten Bauern wollen Genugthuung, und der Graf von Räzüns, der Gutmütige und von den andern Herren Missbrauchte, soll sie leisten.

E tiels signurs, che 'vevan rut
Als purs la fei prestada,
Udeva Heinrich de Razen,
Auctur dell' engirada.
Mo la battaglia mett' el en paglia,
El croda sin via en parschunia,
Volent en siu casti mitschar,
Pon el ils pugns purils tschaffar.

Perquei atras la vall Versom
Il pievel oz marschava;
Il grass barun dil Plaun-Razen
Invan se lamentava.
Dil pur la gritta vul sia vita,
A tgi cugliuna el vèss perduna.
Il pievel tegn siu plaid e crei, —
Pretenda plaid e fatg puspei.

Zum Herrenbunde, der den Eid
Dem Bauernvolk gekündet,
Hat Heinrich von Räzüns gezählt,
Er hat den Bund gegründet;
Als Schwerter schallten, ward sein Glück
zerspalten,
Er ist heimgegangen und ward gefangen;
Und eh' er in sein Schloss sich schleicht,
Hat ihn die Bauernfaust erreicht.

Das ist's, warum durchs Thal Versam
Die Scharen heute wallen.
Der wohlbeleibte Graf Räzüns
Lässt eitle Klagen schallen.
Wenn Bauern grollen, sie's zeigen wollen,
Und schwer verzeihen sie Prellereien.
Beim Eid zu steh'n ist Bauernbrauch,
Das fordern sie von andern auch.

Der zweite Teil der Ballade schildert des Grafen trostlose Lage.

Sil plaz-cumin a Vallendau
Se rimna la tschentada :
Ils purs dils aults e dellas valls,
De tegias isoladas.
Il pievel drova siu dretg e trova
A fil de spada la sullevada.
Nuot gida Heinrich siu schemer; —
La sort ei fretgia, sto valer.

Zu Vallendâs zum Gemeindeplatz
Zusammen sind geschritten
Die Bauern all' von Berg und Thal
Und von den Einödhütten.
Das Volk will richten scharf die Inzichten,
Mit Schwertesschneide die gebrochenen Eide;
Umsonst gehaucht sind Heinrichs Klagen,
Die Würfel bleiben, wie sie lagen.

Serraus en stiva ca-cumin,
Il spirt agli presenta
Il lèd vergau, il trist futur,
La nobla sort rienta:
Servillas fatschas, fugusas catschas,
Las legras pratgas e finas tratgas;
La posiziun d'in losch barun
Il grass signur molesta zun.

In der Gerichtsstube eingesperrt
Kann er nun still betrachten
Sein traurig' Los, die Lust von einst,
Die Freuden, die ihm lachten,
Die Dienerschwärme, das Jagdgelärme,
Das Schüsselkreisen, die leckern Speisen
Schwer trägt das Schicksal, das ihn traf,
Der dicke, weiland stolze Graf.

Cheu arv' in mantel tgetschen gl' ésch;
Il carnifex compara,
Per salutar il delinquent,
Pallids sco ina bara.
El se perstgisa tenor la disa,
Mussont la spada zund fin molada:
„O bien signur, negin sterment!
Quei ei finiu en in moment".

Der Henker kommt, das Thor geht auf,
Es glänzt ein Mantel rot;
Der Todgeweihte hört den Gruss,
Wird bleicher als der Tod;
Er hört die Bitte, nach alter Sitte,
Es zu vergeben; der Mann zeigt eben
Das scharfe Schwert: „Nehmt es nicht schwer,
Im Nu ist's fertig, o lieber Herr!"

Ed in cavegl el sdrappa spert
Ord sia barba grischa,
E suffla quel permiez sil fil
De sia spada glischa;
Mo pauc levgiescha, pauc consolescha
In tal auspizi siu grond snuizi.
Tgei gida bein l' aunetga mort
Ad in, ch' veva buna sort?

Aus seinem Graubart rupft er rasch
Ein Haar und bläst es mitten
Aufs scharfe, blankgeschliff'ne Schwert,
Es sinkt das Haar zerschnitten.
Soll Trost dies geben? Und sollte heben
Ein solches Schauen das Todesgrauen?
Was frommt wohl dem der schnelle Tod,
Dem so viel Lust das Leben bot?

Der dritte Teil besingt dann in gedrängter, dramatisch belebter Sprache, wie der Diener die Bündner umstimmt, indem er ihr gutes Herz und ihre Liebe zum Wein und Fröhlichsein sich zu Bundesgenossen macht.

Avon la casa vegn dentont
La fuortga erigida.
La glieut se fultscha vi e neu
Patiarla, se comblida. —
Ils mats festinan, ils posts s' enclinan,
Las travs s' emplunan, las aissas tunan,
E gleiti stat il pallancau;
Tut spetgia mo sil condemnau.

Indessen wird der Galgen schon
Errichtet vor dem Hause.
Das Volk drängt plaudernd sich herum
Mit stürmischen Gebrause:
Die Burschen, die flinken! die Posten sinken,
Die Balken stöhnen, die Bretter tönen;
Schon steht die Tenne und alles harrt
Des Grafen, der verurteilt ward.

Cheu segli' in giuvenot sil plan
E ferm gesticulescha:
In servitur dil trest barun
Leu per udida grescha.
Siu bien giudezi in artifizi
Uss' aunc emprova. Il mat se drova;
La fuola fa uss' attenziun
E vul tadlar la commissiun.

„Signurs Confederai! Vischins!"
La clara vusch resuna,
„Nies bien barun dil Plaun-Razen
Ha gronda disfortuna:
El oz endira la peina pira:
Quei ei dueivel; mo er' snueivel. —
Il cau voless avont morir
Cun ses vischins se conferir."

„El ei adina staus in um
De nobla cortesia,
Laschava cuorrer ils boccals
En legra compagnia,
Sin radunonzas e perdanonzas,
Fagieva scheiver pagont de beiber.
Avont morir vess el bugient
Cun vus in tal divertiment."

Il pievel quescha tut surprius,
Ils caus delibereschan,
E siu giavisch vegn concedius;
Las roschas applaudeschan.
E giud scantschalla il giuven balla,
Il past restegia e zund harregia;
Per far a siu patrun d' engrau,
De bein survir vegn procurau.

Da springt ein Bursche auf den Platz
Mit stürmischer Gebärde.
Des armen Grafen Diener ist's,
Er schreit, dass still es werde.
Er sann auf Griffe, er sann auf Kniffe,
Das Schicksal zu wandeln; da galt es handeln.
Und mählig wird die Menge still
Und lauscht, was dieser melden will.

„Liebwerte Herren von dem Bund",
Liess er die Stimme schallen,
„Der arme Graf von Plaun-Räzüns
Ist schwer und tief gefallen.
Er muss heut' leiden, vom Leben scheiden;
Das Recht gewahrt ist, obwohl es hart ist.
Mein Herr, eh' er zum Tod muss geh'n,
Er möchte euch noch einmal seh'n."

„Er war doch stets ein edler Mann,
So freundlich gegen Gäste,
Der gern den Becher kreisen liess
Bei manchem frohen Feste;
Bei Festlichkeiten, zu Kirchweihzeiten,
An Faschingstagen liess er Wein auftragen:
Nun ist sein letzter Wunsch allein,
Mit euch noch einmal froh zu sein."

Es schweigt das Volk und ist erstaunt,
Die Führer Worte tauschen;
Es wird gewährt, von Schar zu Schar
Geht frohes Beifallsrauschen.
Der Bursche springt munter von der Kanzel herunter,
Und rüstet die Speise mit stürmischem Fleisse.
Aus Liebe zu dem guten Herrn
Ein köstlich Mahl besorgt er gern.

Dann wird (4. Teil) in den schönen Gärten zu Vallendâs ein Mahl gegeben, dass sich die Tische krümmen; der Diener geht von Tisch zu Tisch und entschuldigt seinen Herrn, den guten Grafen Heinrich, bis dieser selbst erscheint, ernst und bleich wie eine Leiche.

Cheu clom' in um sut in pommér
Cun clara vusch de tiba:
„Nies bien barun dil Plaun-Razen,
El vivi ditg! E viva!"

Da ruft ein Mann bei einem Baum,
Mit alphornhellem Klange:
„Der gute Graf von Plaun-Räzüns,
Er lebe, lebe lange!"

E las masadas sco tschien tunadas	Und wo sie schmausen, ertönt ein Brausen,
Ad el rispundan de pleuns e spundas:	Als ob Donner riefe, aus Höhe und Tiefe:
„El vivi ditg, el vivi bein!	„Er lebe hoch!“ tönt's hundertfach,
Siu fallament nus pardunein.“	„Was er gefehlt, das seh'n wir nach.“

Dann ziehen alle fröhlich heim. In diesem Balladenkranz vertritt Muoth eine gesunde Realistik, streut seinen Humor dazwischen, und darüber ruht ausgegossen ein zarter poetischer Glanz. Der Dichter lässt die Bündner heimziehen durch den Wald unter Scherzen und Lachen, Herren und Bauern, den Grafen von Räzüns und neben ihm den Diener, alle in unvergleichlich guter Laune; aber der Dichter vergisst nicht, den goldenen Schein des vollen Mondes das Versamerthal erhellen zu lassen, während fern über dem Laaxer-Wald zwei Geier dahinfliegen. —

Es ist erstaunlich und erst dem Uebersetzer fühlbar, mit welcher Meisterschaft und Originalität Muoth seine romanische Sprache beherrscht. Sein Wortschatz ist grösser als bei den andern, weil er eben das ungeahnt grosse Wörterbuch des Volkes durch und durch kennt. Man lese nur seine Idylle: A mesiras. (Zum ersten Male erschienen in der Chrestom. v. Decurtins, 681—687.) Da wird das Milchmessen auf einer Alp im Bündnerlande geschildert; aber man sieht die Personen gerade vor sich, man hört ihre Stimmen, ihre drolligen, oft etwas derben Reden und oft muss man mitlachen. Eine Uebersetzung scheint fast unmöglich; und doch fliessen dem romanischen Sänger die Verse so leicht, wie die Milch in den Eimer und die Reime stellen sich wie gerufen ein. Es ist das ein Beweis der Virtuosität des Dichters ebenso wie der Schmiegsamkeit der Sprache. Das Gedicht gleicht einem ungestüm und frei dahinrauschenden Gebirgsbach, den wir überspringen wollen um zu einer andern Schöpfung Muoth's zu gelangen.

Il cumin d'Ursera. (Die Landsgemeinde im Ursernthale 1425.) Diese epische Dichtung gehört zu den Kleinodien der ganzen rätoromanischen Litteratur und es ist schwer, aus der prägnanten Schöpfung einige Proben herauszuheben, ohne den Blütenstaub ganz abzustreifen.

Ins Ursernthal hinüber reitet der Abt Peter von Pontaningen von Disentis, ihn begleitet ein Reitertrupp. Kurz, anschaulich, greifbar sind diese Bündnergestalten geschildert. Der kräftige, ehrwürdige Abt!

Agl avat la crusch terlischa	Unterm Bart, dem breiten, grauen
Sut la lada barba grischa.	War ein strahlend Kreuz zu schauen.

Der Abt reitet mit seinen Landsleuten über das Gebirge, weil die Leute vom Ursernthale sich vom Kloster zu trennen und an Uri anzu-

schliessen gedenken, da sie dazu angelockt wurden. Weiter reitend sprechen die Männer mit Unwillen und Trauer davon, dass ein romontsches Thal vom Kloster und von der Muttersprache abzufallen drohe. Wie ergreifend schildert uns der Dichter das herbe Weh des Abtes über diesen drohenden Abfall!

E duront ch' el cavalcava	Da er reitend weiter zog
E duront ch' el ponderava	Und da sinnend er erwog
Tgei masiras sein de prender,	All' die Mittel, all' die Stützen,
Per il vegl romontsch defender,	Altromontsches Recht zu schützen:
El quittava ded udir,	Plötzlich er zu hören meinte
Sia mumma leu bargir	Seine Mutter, die da weinte,
Entafuns il lac sper via —	Hart am Weg vom Grund des Sees,
Larmas spir malenconia	Thränen voll des tiefen Wehes,
D' ina mumma, che lamenta,	Einer Mutter, die da weinte,
Ch' ella seigi maltractada	Weil die Kinder sie so schnöde,
Dals affonts e bandunada.	Liessen in des Hauses Oede.
L' aua tgeua reflectava	Still der See, der hohe Reiter
Leu gl' avat che cavalcava,	Strahlte wieder und ritt weiter.
Ed ils umens silla riva	Und am Strand die Männer sah'n
Admiravan sia umbriva.	Staunend seinen Schatten an.

Doch woher die Unruhe im Ursernthale? Der Dichter, weil er eben als Dichter arbeitete, hat das nicht am Anfange des Sanges gesagt. Die Unruhe schreibt sich von früher her, und wir erfahren erst jetzt darüber Näheres; zwei Lieder melden den traurigen Tag von Hospental, wo der bündnerische Landammann Tin de Sax besiegt worden, und den Sieg von Realp. Gerade dieses Lied, la victoria de Realp, möchte ich den Edelstein auf dem Ring des ganzen vaterländischen Epos nennen: Ein Jäger stimmt das Lied an mit lachendem Munde und einer Stimme, die mit der sonoren Kriegsdrommete wetteifert, und auch die Patres hören lächelnd zu: es werden die Heldenthaten der Väter besungen, mit vollem, frohem Tone, der sich hinzieht durch das Thal und von den Felsen des Crispalt wiederschallt. Da erblicken der Abt und seine Begleiter das Ursernthal, die blaue Reuss, Andermatt am Berg, Realp am dunkelgrünen Wald und den Turm von Hospental; da seufzt der Abt und spricht zu Pater Pleunca:

„Quella tiarra benedida	„Diese segensvolle Erde,
Dess a nus vegnir scarplida?	Dass sie uns gestohlen werde,
Quei astgein nus mai vertir,	Nimmer dulden wir es, nein!
Anzi batter e morir!“	Lieber Kampf und Todespein!“

Die Männer des Ursernthales halten Landsgemeinde (2. Teil). Erst spricht der Mistral von Moos, seinen Eid brechend, für Anschluss an

Uri. Er schaut hinüber in die Bündnerberge, von wannen nichts Gutes kommen könne.

Leu vid ils precipecis	Dort ragen Felsentürme,
Cupidan ils urecis,	Und drüber nicken Stürme;
Leu saulzan las brantinas,	Dort kalte Nebel gähren,
Leu neschan las purginas,	Um Fröste zu gebären;
Leu creschan ils selvadis	Dort wilde Wetter grollen
Darguns e squatschs d' uradi,	Und Rüfen niederrollen,
E leu a tras ruinas	Wo sich durch die Ruinen
Sederschan las lavinas.	Hinstürzen die Lawinen.

Auch Uri's Landammann bearbeitet das Volk und meint, es habe vom Bündnerland kein, von Uri alles Heil zu erwarten. Und das Volk an der Landsgemeinde?

Il pievel haveva	Das Volk aber spitze
Gizzau las ureglias,	Neugierig das Ohr
Tadlau cun marveglias,	Und lauschte empor,
Cun quet e furtina	Und hörte mit Gährung
La nova doctrina	Die neue Aufklärung
Dil Cau ded Ursera.	Des Hauptes von Ursern.
Il pievel cuscheva,	Erst schwiegen und zagten
Tremblava, schemeva,	Die Leute und wagten
De dar decisiun	Im fraglichen Streit
En tala questiun.	Noch keinen Entscheid.
Epi paterlava,	Dann schwatzten die Leute
Fagieva canera	Mit grossem Gelärme,
Sco schaumna villada,	Wie zornige Schwärme;
Epi scadanava	Dann hob sich ein Zeter,
Sco l' aura stemprada	Wie stürmisches Wetter;
E sescumbigliava	Dann gab es ein Zwängen,
Segreva, seglieva	Ein Schreien und Drängen;
Epi sesparteva,	Die Menge sich teilte
Fagieva partidas,	Und bildete Haufen,
Pinava cun fridas,	Gerüstet zu raufen,
De prender e render	Das Recht zu verfechten,
Culs pugns de defender	Mit Fäusten zu rechten,
Scadin siu pareri.	Was jeglicher will.
Mo uss stat tut eri.	Und plötzlich wird's still.

Was Lenau im Savonarola wagen durfte, lange Reden in das Gedicht einzuflechten, das hat auch der romanische Sänger gewagt; und die lange Rede des Mistrals Fries schadet dem Epos nicht, sondern ist eine höchst gelungene, durch einige Zwischenrufe noch mehr belebte Schilderung damaliger Zeit. Das ist ein köstliches Bild einer Landsgemeinde. Zwar mahnten die Alten, unter dem Krummstab zu bleiben;

aber ihre Worte schienen nutzlos zu verhallen. Da, zur guten Stunde, erscheint der herrliche Abt Peter von Pontaningen. An ihm bricht sich die Volksaufregung, wie ein Erdrutsch am Hügel. Der Abt steigt vom Ross, er tritt fest auf, er schreitet ja auf eigenem Boden.

El passa lu cul meun alzau
E benedent il pur surstau,
Atras la fuola separada
Vitier la buora bandunada, —
E munta leu maneivel spèrt
Sil tschepp-cummin cun cor detschèrt.
Siu êgl patern dat eunc in sguard
Sco in cametg da mintga vard,
Fertont che sia barba grischa
El clar solegl stupent terlischa.

Und segnend hob er seine Hand,
Indes der Bauer staunend stand.
Durch die geteilte Menge fort
Schritt er zum leeren Rednerort.
Voll ernsten Sinnes hob er sich
Empor zum Block, fast jugendlich.
Sein Vaterauge liess er gleiten
Wie einen Blitz nach beiden Seiten.
Den grauen Bart im Glanz der Sonne
Erstrahlen sehn, war eine Wonne.

Dann wendet sich der Abt in würdevoller, gewaltiger Rede an den eidbrüchigen Moos, an den schlauen Landammann von Uri und zuletzt an sein Volk. So verknüpft er das Volk diesseits und jenseits der Oberalp, während die Aufwiegler über die Teufelsbrücke sich drücken. Das Volk aber feiert mit dem guten Abte ein Fest und singt:

O mumma romontscha! Ti mumma carina!
Nus lein tia tschontscha salvar per adina!

Treue Liebe zur rätoromanischen Heimat und Sprache, das ist der Grundton des herrlichen, klar geplanten, meisterhaft durchgeführten Gesanges, der dem Sänger Unsterblichkeit bei seinem Volke verspricht. Ein Tadel wäre Bosheit, ein Lob Verschwendung. Möchte doch dieses vaterländische Epos in eleganter Buchform, mit einigen Bildern geschmückt, durch die Hände des Volkes gehen und das Volk wird sagen: Klein, aber mein! — Klein können wir das Muoth'sche Epos nennen, insofern es nicht 2000 Verszeilen zählt; klein ist der Bergsee, der die Quelle des Rheins ist und das Bildnis der bündnerischen Alpenwelt trägt. Wie kein anderes poetisches Erzeugnis des romanischen Volkes enthält „Il cumin d'Ursera“ eine Charakterzeichnung dieses Volkes, wie sie nur einem reifen Geiste gelingt. Dabei trägt das Meisterwerk ein so volkstümliches Colorit, dass etwa ein Tavetscherknabe, der ein Fest oder eine Landsgemeinde in Disentis gesehen hat, ohne Kommentar das Epos versteht, wie die Jugend von Hellas den Homer, wie das Volk der Provence ihren Frederi Mistral. Ja, uns scheint, Giachen Caspar Muoth hätte für die kleine rätoromanische Provinz eine ähnliche Mission, wie in unsern Zeiten Mistral für jenes südfranzösische Land, das durch seine von schroffen Bergen durchzogene Landschaft, durch seinen von

verschiedenen Völkern betretenen geschichtlichen Boden und seinen trotzdem zäh bewahrten eigentümlichen Charakter so manche Aehnlichkeit hat mit dem Land der Rätoromanen.

* * *

Wie wir andere Werke Muoth's (La liunga Notg-Nadal; Las Spatlunzas; die leider noch nicht vollendete Bearbeitung jenes volkstümlichen und poesiereichen Blattes aus der rätischen Geschichte, das die Stiftung der Abtei Disentis erzählt) übergehen müssen, so müssen wir uns mit einer dürftigen Blumenlese aus den neuesten Dichtungen begnügen, ja vorher noch einige Namen, die guten Klang haben, trocken aufzählen. Es sind: *G. Anton Bühler* von Ems; seine Tellenübersetzung ist bekannt; seine Liebe zur Muttersprache und sein in dieser Liebe unternommener, schon von Pater Placidus a Spescha gewagter, aber bei beiden gescheiteter Versuch, die romanischen Dialekte zu verschmelzen, seine Novellen und zahlreichen Uebersetzungen werden dem nun Heimgegangenen ein Andenken sichern. Ein anderer Emser Bürger, *Fidel Willi*, hat der Heldenjungfrau von Ems (Anna Bühler 1799) einen schönen Kranz gewunden. *Paul Coray* hat Schillers Lied von der Glocke vortrefflich übersetzt. *Julius Caduff* hat seinen deutschen warm empfundenen Gedichten auch romanische beigegeben. Dekan *P. L. Baselgia* hat manche gern gelesene Gedichte, mit Vorliebe didaktische, geboten. Angeregt durch das neuerwachte Interesse für das Rätoromanische treten schon da und dort auch die Jüngeren hervor. So schenkt uns *Peter Tuor* eine schöne Erstlingsgabe:

La tuor antica.	*Der alte Turm.*
Leu sigl ault dil precipezi Aunc terlischan las miraglias D' ina tuor antica, grischa, Tschinclad' en da pegns e caglias.	Droben auf dem schroffen Hügel Sehe ich die Mauern glänzen Eines alten, grauen Turmes, Den Gebüsch und Tannen kränzen.
Mo derschid' ei la dustonza, Ei' l rempar midaus en muschna, Tras il meschel la schischeglia Ed il spert luschard seruschna.	Hof und Burgwall sind zerstoben, Ringsum Trümmer, ordnungslose; Würmer kriechen, schnelle Molche Huschen da, dort auf dem Moose.
Leu sigl ault von onns regevan Castellans cun garmaschia E squitschavan las valladas Sut il giuv de tirannia.	Lang ist's her, da herrschten droben Stolze Vögte, freche Herren, Und sie wollten rings die Thäler In das Joch der Knechtschaft sperren.

Seferevan en rapina
Sur ucclauns, sur vitgs e stradas,
Il spadun gagliard smanavan
En crudeivlas sanganadas. —

Siglentad' ei la cadeina,
La dustonz' ei uss en paglia,
Suls ignivs de tirannia
En ruaus gl' affon termaglia.

E cun gibels e cun smanis
Il cavrèr, che giubilescha,
Lai stremblir la sia tiba,
Che la greppa resonnescha.

Che il pur leu ella bassa
Aulz' il frunt, dal qual daghira
Giu els zuolcs la caulda stella,
E levgiaus ensiviars mira,

Renda laud a Dieus il Segner,
Ch' a truau la tirannia
Ed ha fatg sigir' e libra
Nossa prada, nossa via. —

Und sie warfen sich aufs Rauben
Ueber Höfe, Dörfer, Strassen;
Und sie liessen ihre Schwerter
Unbezähmt und grausam rasen. —

All die Ketten sind zersprungen,
All die Schanzen längst zerfielen;
Wo einst die Tyrannen hausten,
Kann das Kind nun friedlich spielen.

Und der Hirte hebt sich freudig,
Lässt den frohen Ruf erschallen,
Lässt des Hornes Klang erzittern,
Dass die Felsen wiederhallen.

Tief im Thal erhebt der Bauer
Seine Stirne und es thauen
Warme Tropfen in die Furchen,
Froh doch kann er aufwärts schauen;

Und er kann den Herrn lobpreisen,
Der die freche Willkür fällte,
Der uns frei die Fluren machte,
Unsre Wege sicher stellte. —

Einer der fruchtbarsten romanischen Dichter unserer Tage ist *Alphons Tuor* von Rabius; eine Charakteristik desselben kann nicht jetzt der Kritiker, sondern wird der vielschaffende Dichter selbst geben. Nicht an den so leicht und wohlklingenden Zeilen, wohl aber an der aus mancher Zeile zart ausklingenden Wehmut mag man erkennen, dass der in der Blüte des Lebens und Schaffens stehende Dichter von körperlichen Leiden heimgesucht wird. In seinen Gedichten begegnet man wohl nie nichtromanischen Ausdrücken, weil er dem grössten Dichter, dem Volk, so manchen Ausdruck ablauscht; in dieser Formvollendung wetteifert er oft mit G. C. Muoth. Dagegen ist Anschauung und Stimmung beider grundverschieden: Die Schöpfungen Muoth's gleichen einem Bündnerthal an einem sonnenhellen Sommertage; die farbensatten Matten, die schönen Berge, die kräftigen, gemütlichen Leute, die durch's schöne Thal giengen und gehen, nehmen sein Auge und seine Seele gefangen, und wo Schwächen und Mängel sich offenbaren, lächelt er ohne Erbitterung. Bei Tuor hingegen ist das Thal von leichtem Nebel überschattet, schroffe und düstere Stellen betrüben den Beschauer, die Schwachheiten der Leute reizen die Lippen zu keinem Lächeln, sondern zu Tadel und Klage.

Manche Gedichte, und gerade diejenigen, die dem Dichter ungesucht begegneten und die besten sind, gewähren einen Genuss, der

durch keine Disharmonie gestört und durch den sprachlichen Wohlklang sehr gesteigert wird. Sie zählen zu den Perlen der rätoromanischen Litteratur. So das Lied:

Allas steilas.

O schei vus claras steilas
El firmament,
Pertgei viv' ins sin tiara
Mo in moment?

Pertgei sto ins sin tiara
Pitir, pitir,
Quei cuort moment ch' ins viva
Epi smarschir?

O dei, vus claras steilas,
A mi avis,
Vus che la stgira tiara
Schi dultsch sclaris!

Savens, savens jeu stojel
Vus contemplar —
Tgi lai cun tonta gloria
Vus terlischar?

O quel ch' ei vies scaffider
Ha mei scaffiu,
Quel che vies quors diregia
Ei er miu Diu!

Perquei siu mal emblida
Miu cor suffront,
Cu' l ellas spheras vesa
Vus terlischont.

An die Sterne.

O sagt mir, helle Sterne
Am Himmel dort,
Warum man von der Erde
So bald muss fort?

Warum gibt es auf Erden,
Viel Leid, viel Leid,
Und nach dem flücht'gen Leben
Verweslichkeit?

Ihr schweigt, o klare Sterne?
O schweiget nicht!
Ihr gebt der finstern Erde
Ja klares Licht.

Ich schau' und schaue wieder
Euch, Sterne, an:
Wer hat mit solchem Glanze
Euch angethan?

O der *euch* hat erschaffen,
Erschuf auch *mich*.
Den Lenker *eurer* Bahnen
Verehr' auch *ich*.

Mein wehvoll Herz denkt nimmer
An all sein Weh,
Wenn ich am Himmel droben
Euch glänzen seh'.

Wenn Huonder den rätischen Bauern in seinem Fürsichselbstsein, in seiner Kraft dargestellt hat, umgibt ihn Alphons Tuor mit dem zitternden Scheine der Vergänglichkeit alles Irdischen, im formvollendeten Gedicht „Il semnader".

Der Säemann.

O sieh dort den Säemann, die Schritte lenkend!
Es beben die Lippen, die Lippen so bleich;
O sage, warum ist das Antlitz nachdenkend,
So feierlich und so geheimnisreich?

Du siehst wie er säet, du siehst ihn schreiten
So sorgenvoll auf den Furchen daher,
Du siehst sein Auge zum Himmel auf gleiten
Und wieder zur Erde so sorgenschwer.

Von Schneefall, Gewürm und Hagelgewittern
Und Reif ist dem Säemann angst und bang;
Den Hut in den Händen, die Hände ihm zittern,
Er fleht für den Acker inbrünstig und lang.

Er selbst hat geackert mit tausend Beschwerden;
Doch wird ihm die Mühe zum segnenden Born?
Ob andre die Aehren einsammeln werden,
Und dreschen und schwingen und brauchen das Korn?

Des Säemanns Schritte und seine Beschwerden,
Wer denkt an sie, wenn's zur Ernte geht?
Er schlummert vielleicht schon unter der Erden,
Sein Körper zerfällt und sein Name verweht.

O sieh dort den Säemann, die Schritte lenkend!
Es beben die Lippen, die Lippen so bleich;
O sage, warum ist das Antlitz nachdenkend,
So feierlich und so geheimnisreich? —

Alphons Tuor ist in der Wahl der Stoffe einige Male weniger glücklich, als bei der Ausarbeitung. Daher kommt es, dass er nebst zahlreichen originellen Gedichten, viele ausländische Poesien in vorzüglicher Bearbeitung seinen Landsleuten geboten hat. Fast jedes Metrum hat er mit Erfolg versucht und es gelingt ihm ebensogut, den Marschtritt des französischen Revolutionshymnus, als das „Müde bin ich, geh' zur Ruh" in romontschen Lauten wiederklingen zu lassen. Gerade das Vertrautsein mit der Weltlitteratur wird den noch vielversprechenden Dichter zu neuem Schaffen in seiner Muttersprache anspornen, ihn dabei leiten und die Begeisterung für die mumma romontscha erhalten, wenn auch die romanische Lyra an engen Grenzen verhallen muss. Möge jedem, der in dieser Sprache dichten kann, das begegnen, was dem Bündner in London begegnete, von dem A. Tuor in seinem schönen „London" singt, dass es ihn trotz fremdländischer Pracht heimzog zu den hölzernen Häusern und dem hellen Himmel seines Dörfleins im Thal am Rhein! Diese Bündner-Heimat hat Alphons Tuor, wirklich in der Sprache der Heimat, besungen:

Agl emigrant.

Ti vul la patria bandunar,
Ti vul egl jester ir?
Sut autras steilas, sur la mar
Ventira far flurir?

Dem Auswanderer.

So willst du aus dem Heimatland,
Willst in die Fremde ziehn?
Bei andern Sternen, wird am Strand
Des Meers dein Glück erblühn?

Tgei ha po mai mess tut anetg
Ti' olm' en tals scumbegls?
Has buca lartg pli sut tiu tetg
En casa de tes vegls?

Verdegian buca pastgs schi fins
Sut nies azur serein?
Ballontschan buca greuns e glins
E conifs sper nies Rhein?

Scadeinan buc tras nos uauls
Sagirs, fagugns, uals?
Resunan buca da nos aults
Las tibas tras las valls?

Terlischan buc nos pézs savens
Schi clar sco viv burniu?
Rebattan buc trasô nos zens
Honur e laud a Diu?

Floreschan buc eunc spegl ischi
Vertit e libertat?
Incont' il plaid romonsch ca pli
Ti' olma, pauper mat?

Mo va e crei, en buca ditg
Tschentasses ti tiu tgau
En fossa spel clutger dil vitg,
Che ti has bandunau.

Mo va, ord patria, sur la mar,
En prigels nonspitgai:
Ti vul eunc franc in di turnar
E tuornas forsa mai.

Was trügt dein Herz mit einem Mal?
Du kennst dich nimmer aus;
Dein eignes Dach ist dir zu schmal
Auf deiner Ahnen Haus?

Grünt unsre Weide nicht so fein,
Blaut nicht das Himmelszelt?
Wogt nicht von Korn und Hanf und Lein
An unserm Rhein das Feld?

Die Axt, der Föhn, der Giessbach dröhnt,
Hörst du's? durch unsern Wald;
Das Horn von unsern Höhen tönt
Und durch die Thäler hallt.

Siehst du? Wie Feuerkohlen steht
Oft unsrer Berge Eis;
Und unsrer Glocken Schall ergeht
So oft zu Gottes Preis.

Und blüht beim Ahorn nicht mehr fort
Ein frommer, freier Mut?
Bezaubert nicht romonsches Wort,
Bethörter Bursch, dein Blut?

So geh! Doch bald, bald legtest du
Dein Haupt beim Turm zur Rast,
Und fändest gern im Dorfe Ruh,
Das du verlassen hast.

So geh und fahre übers Meer
Und such' ein falsches Glück!
Du sehnst dich einst nach Wiederkehr
Und kehrst wohl nie zurück. —

* * *

Wir können von den romanischen Dichtern keinen würdigeren Abschied nehmen, als wenn wir noch ein kräftiges, wohlklingendes Lied auf die „Romanische Sprache“ hören; es stammt von *Florin Camathias.*

Nossa viarva.

Romontsch, romontsch ei nies lungatg, E viva nossa viarva, Schiditg sco sin nos quolms il matg Flurescha nova jarva.	Romontsch, Romontsch, sei uns gegrüsst, Es leben deine Laute, So lang auf unsern Bergen spriesst Im Lenz die Alpenraute!
Romontsch tunav' il griu dils Rets, Che tiel combatt clamava; Salid romontsch dils grischs tut leds A Trun 'gl ischi tedlava.	Romontsch hat dröhnend einst gerauscht Der Schlachtenschrei der Räter; Der Trunser Ahorn hat gelauscht Romontschem Gruss der Väter.
Romontsch, lungatg de nos babuns Tiu plaid ei sco lur spada, Che inimitgs tagliav' afuns En caulda sanganada.	Romontsch, dein Wort ist wie das Schwert Von Ahnen einst geschwungen, Das, schneidend auf den Feind gekehrt, Ins warme Blut gedrungen.
Romontsch, nies vegl lungatg grischun, O retica faviala, Eis ti buc il pli niebel dun De nossa tiara biala?	Romontsch, seit grauen Zeiten spricht Man dich am rät'schen Herde: Bist du das edle Kleinod nicht Der schönen Heimaterde?
Romontsch, lungatg alpin sonor, Tiu tun ei deletgeivels; Tiu cant dat anim a nies cor De star a ti fideivels.	Romontsch, dein Laut erfüllt mit Lust, Gleich Alpenklängen, klaren; Dein Lied dringt mahnend in die Brust, Die Treue zu bewahren.
Romontsch, miu car lungatg matern Empriu hai tei en tgina, E dultschamein en miu intern Aud' jeu la vusch carina.	Romontsch, das in der Wiege schon Als Kind ich durfte lernen, Nie soll aus meiner Brust dein Ton, Dein süsser, sich entfernen!
Perquei, Romontsch, stai nies lungatg E viva nossa viarva, Schiditg sco sin nos quolms il matg Verdegia nova jarva!	Darum, Romontsch, sei uns gegrüsst, Es leben deine Laute, So lang auf unsern Bergen spriesst Im Lenz die Alpenraute.

Rechtsdenkmäler.

Als Jakob Grimm seine Sammlung deutscher Rechtsaltertümer vollendet hatte, legte er den Fortsetzern seines Werkes und überhaupt den Forschern der Rechtsgeschichte den Rat ans Herz, nicht auf der grossen Heerstrasse zu fahren, sondern auch „die kleinen Fusspfäde“ nicht zu verschmähen und auf den Grenzen mit jeder anstossenden Wissenschaft sich in Berührung zu setzen; ein solcher Pfad werde an manche stille Plätze und steile Abhänge führen, von welchen herunter eine unerwartete Aussicht sich darbieten werde.

Dieser Mahnung folgend heben wir aus den Weistümern den einen oder andern Zug hervor, der das Rechtsleben und dadurch den Volkscharakter der Rätoromanen beleuchtet; dann werfen wir einen Blick auf das Gebiet der Sprichwörter und der Poesie, besonders der dramatischen, insofern dort das Rechtsleben deutliche und interessante Spuren zurückgelassen hat.

Die Rätoromonen haben eine gewisse Begeisterung für das *Gerichtswesen.* Schon das alte Rechtsbuch lex Romana Curiensis und das vom Bischof von Chur, der eigentlich Fürstbischof war, im 8. Jahrh. festgesetzte Strafgesetz verlangen die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens. Das Gesetzbuch musste zweimal monatlich dem Volke vorgelesen werden. Auch der Umstand, dass das Gerichtsverfahren zergliedert war, indem der Ortsvorsteher und der Schultheiss (scultasius) die niedere, der judex publicus die höhere Gerichtsbarkeit ausübte, trug dazu bei, dass Sinn und Interesse des Volkes an der Rechtspflege rege erhalten wurde, besonders als beim Niedergang des Feudalismus die Gerichtsgemeinden selbständiger wurden. Dann hatte das demokratische Land in den 2 Jahrhunderten religiös-politischer Zerklüftung leider oft Gelegenheit, blutige Strafgerichte (von Zuz, Thusis, Chur, Davos) vor seinem Auge sich abwickeln zu sehen; die erregte Volksseele verschmähte die stille Gerichtsstube und lieh dem Rechtsgang gern Ton und Handlung eines Schauspiels.

Aus dem Jahre 1659 ist uns eine Handschrift (Kantonsbibl. Chur, Chrest. 80 ff.) erhalten, die uns einen Einblick in das Gerichtsverfahren gestattet. Es ist die Gerichtsordnung des Hochgerichtes Lugnez (Fuorma de menar il dreig suonter il Criminal dreig de la reschiun sco ei sa meina enten il niess Comin da lomneza). Schon der Ausdruck „menar — führen“ deutet darauf hin, dass das Volk nicht ein nüchternes

Rechtsprechen, sondern eine feierliche Gerichtshandlung will. Die Gemeinde umgibt im Ring ihre selbstgewählten Richter und sieht dem Rechtsgang wie einem Kampfe zu. Der Gerichtsgang muss unter freiem Himmel (sott il tschiel aviertt) sein; in der Mitte steht ein Tisch mit einer Decke und drei Stühlen für die Richter, rings stehen die Hellebardisten zur Sicherung der Ordnung. In der Anordnung und Umfrage findet sich jene epische, breite Solemnität, welche das Volk bei den Gerichten liebt; alles soll nach dem Kaiserlichen Recht und den Statuten des Hochgerichts verlaufen; auch wurde genau darauf geachtet, dass die zwischen den einzelnen Gerichtsgebieten abgeschlossenen Verträge nicht verletzt wurden. Wie bei den deutschen Volksgerichten der Centgraf an die Lanze schlug und Stille gebot, um den Gerichtsfrieden zu bannen, so lässt der rätische Mistral durch den Weibel verkünden, dass Streit und Debatte zu unterbleiben haben; der Weibel geht mit der Lanze im Ring herum und bedroht alle Ruhestörer mit der grossen Busse oder Strafe an Ehre und Leben. Die Gerichtshandlung, die unter langen Ceremonien eingeleitet wurde, sollte nur dann unterbrochen werden, wenn Feuer- oder Wassernot eintritt oder wenn der Priester mit dem Allerheiligsten am Gerichtsplatz vorüber geht.

Dreg da malafizi (erstmals herausgegeben von Decurtins, Chrestomathie I. 289 ff.) schildert den Gang eines Blut- und Halsgerichtes in der Landschaft Schams. Dem Spruch gehen folgende 7 Fragen voraus, die der Richter mit gewichtiger Feierlichkeit stellt und die ebenso beantwortet werden: 1. ob Ort und Zeit den Bestimmungen der redlichen Altvordern entsprechen; 2. ob er zum Richten in die Schranken treten dürfe; 3. ob er über den vorliegenden Fall richten dürfe; 4. ob er mit dem Schwerte oder dem Stabe richten solle; 5. auf die Frage, wie das Gericht beginnen solle, wird geantwortet: der Landesschreiber soll in den Ring treten und den Landbann vorlesen, der Landesweibel soll ihn über den Ring hinaus verkünden; 6. ob man bei Kriegsgefahr und anderer Not das Gericht unterbrechen dürfe; und endlich 7. ob das Gericht vollständig sei. Dann verlangt der Weibel einen masadur (Vertreter), der Angeklagte darf einen wählen.

Fand die Verurteilung statt und wurde die Begnadigung nicht gewährt, dann brach der Richter den Stab, warf ihn vor die verurteilte Person und sprach zum Nachrichter; „Meister N. N., ich befehle dir, diese Person in deine Gewalt zu nehmen, sie zu binden, sie hinaus auf den Richtplatz zu führen und ihr den Kopf vom Rumpf zu hauen, so dass zwischen Kopf und Rumpf ein Rad hindurchgehen könnte.“ Dann bewegt sich der Zug zum Richtplatz, voraus die Richter und dann der

Scharfrichter mit der armen Person, neben ihr die Herren Geistlichen und dann die Harschiere; wieder wird ein Kreis gebildet, der Scharfrichter waltet seines ernsten Amtes, tritt mit dem Schwert in der Hand vor den Richter und fragt: „Herr Richter, ich frage euch, ob ich diese Person nach dem Recht hingerichtet habe.“ Dann kehrt der Zug wieder zurück; der Vertreter betont, dass die Person für ihren Frevel gebüsst habe und dass niemand es wagen solle, die Vergangenheit wieder hervorzuziehen und den Freunden ins Auge zu werfen. (Nach Fuorma dilg Dreig Criminal, v. Ilanz, Chrest. I. 286 ff.)

Man würde einen Irrtum begehen, der zur Ungerechtigkeit wird, wollte man aus manchen harten Bestimmungen rätischer Weistümer auf ein rohes, grausames Volk schliessen. Es gilt hier wohl auch die Bemerkung, die J. Grimm denjenigen gegenüber macht, die aus manchen Härten des Rechtslebens früherer Zeiten ein Bild zusammenstellen, dem gegenüber die modernen Verhältnisse glänzend erscheinen: „Statt der persönlichen Bussen haben wir unbarmherzige Strafen, statt der farbigen Symbole Stösse von Akten, statt des Gerichtes unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechtes.“ Zur Erhaltung des Volksgewissens und zur politischen Schulung des Volkes trug es jedenfalls bei, dass das Volk in den rätischen Thälern sich sehr um sein Recht und die Entwickelung desselben kümmerte.

Zwei Verbrechen wurden besonders hart bestraft, die dem Gebirgsvolke besonders verabscheuungswürdig erschienen: Diebstahl und Verrat.

Die Rätoromanen, die Helden von der harten Arbeit auf steinigem Grund, ahnden naturgemäss streng eine Verletzung des Eigentums. Beweis dafür sind z. B. die Criminalpunkte aus der Landschaft Montongia (Pungs Creminals Ancunter Catrina de Carys, a. 1715, erstmals abgedruckt in Decurtins Chrest. I. 242 f.). Die Hauptvergehen dieser Person waren Veruntreuungen; sie starb wohl infolge der Torturen in der Nacht, und der Scharfrichter entdeckte auf dem Schulterbein das Teufelsmal.

Nachdem Rätien, durch die Eroberung des Veltlin mitten in die europäische Politik des 16. Jahrhunders hineingerückt, das meistumworbene Land wurde, war es natürlich, dass das Volk sich nicht genug gegen den Verrat wehren zu können glaubte; es war das schwarze Gespenst, das so lange das Volk in Aufregung hielt und zu Thaten verleitete, die den Kriegsruhm und die in frommen und zarten Liedern durchklingende Volksseele verdunkeln. Bei solchen Begegnissen konnten die Rätoromanen hart werden. Ein Beispiel aus dem Jahr 1525 genügt:

Silvester Wolf, der bündnerische Commissar auf dem Kastell Cläven öffnete den Feinden das unbesetzte, nicht haltbare Kastell, indem er sich von der weinenden Gattin und von der Liebe zu seinem mit dem Tode bedrohten Söhnlein überwinden liess. Die über die Alpen steigenden erzürnten Bündner überlieferten den armen Mann zu Plurs dem Scharfrichter. Aehnliche in den politischen Kämpfen sich wiederholende Härten sind nicht Charakterzüge des Bündners, sondern der Bündner, die aus ihren friedlichen, geordneten Dörfern heraustretend, den religiösen und politischen Fragen mit unheimlicher Erregung und elementarer Kraft gegenüber standen.

Manches in den „Fuormas und Tschentaments“ ist unstreitig uraltes Recht, das, wie die Quelle im Dorfe, mitten unter dem Volk als Brauch entsprungen, durch die Gerichte gesammelt, gefasst und geweiht wurde, selbst in der Feudalzeit sich erhalten und bis zum Beginn der neuesten Zeit fortgedauert und jetzt für den Kulturhistoriker Interesse und Wert hat. Fast noch interessanter und wertvoller aber als diese Weistümer sind für die Kulturgeschichte die *Gemeinde-* und *Dorfordnungen.* Leider wurden diese erst spät aufgezeichnet (vom Ende des 17. Jahrh. an), aber doch noch früh genug, um uns Gebräuche zu überliefern, welche in die graue Vorzeit zurückweisen.

Die Gemeinde in den Bündnerbergen hat sich in ihrem Charakter durch die Jahrhunderte erhalten. An ihrer Spitze steht ein cauvitg (caput vici), sie versammelt sich auf dem Cadruvi zur Entscheidung. Wer diese Dorfordnungen (vgl. Decurtins, Chrest. I. 157 ff., 443 ff.) liest, wird nicht nur eine Fülle echt romanischer Worte und Wendungen finden, sondern auch den „altgewohnten Gang des Lebens“ wahrnehmen, der das Gebirgsvolk charakterisiert, nach Schillers herrlichen Worten:

> So wie ihre Alpen fort und fort
> Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
> Gleichförmig fliessen, Wolken selbst und Winde
> Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
> So hat die alte Sitte hier vom Ahn
> Zum Enkel unverändert fortbestanden.

* * *

Ein Volk, das sich um den Rechtsgang bekümmert, muss notwendig einen Schatz von *Rechtssprichwörtern* aufweisen. Es genügt, einige anzuführen:

Insto schar ira il saun per las aveinas,
Man muss das Blut durch die Adern fliessen lassen.
Ins sto schar ira la crappa engiu, et il fem ensi,
Man muss die Steine abwärts, den Rauch aufwärts gehen lassen.
Tgi ch'ei en iral avon, scuda avon,
Wer früher auf der Tenne ist, drischt vorher.
Il dretg dei ins buca mesirar ora cun carteuna tgiembla,
Das Recht soll man nicht mit überfliessendem Masse messen.

* * *

Wir streifen nun das Gebiet der dramatischen Poesie, insofern sie aus dem Volke selbst sich entwickelt wie ein Quell, der den Erdgeruch bewahrt und das Leben am Ufer widerspiegelt. Zwei charakteristische Schöpfungen der Rätoromanen treten uns entgegen: Das *Faschingsspiel* und das *Passionsspiel.*

Das *Faschingsspiel* (La dertgira nauscha) ist nicht der dialogisierte oder allgemein dramatisierte Gegensatz zwischen Fasching und Fasten, sondern ein echt romanisches und daher um so wertvolleres Denkmal, ein nationales Drama.

Während die deutschen Fastnachtsspiele nach Vilmars hartem aber gerechtem Urteil nur Interesse haben für die Litterarwissenschaft, nicht für die Poesie, von welcher sie so gut wie nichts enthalten, besitzt das Bündneroberland in seiner „Dertgira nauscha“ eine poetische Schöpfung, die dem edlen, feinfühligen Vilmar schon deshalb gefallen würde, weil sie im Volk wurzelnd hinwieder das Volk lebendig und treu darstellt.

Die Dertgira nauscha entstammt dem Gebiete der Volkspoesie. [1]) Alter und Heimat lassen sich nicht bestimmt angeben. Das bei andern Völkern bekannte und beliebte Spiel von der Vertreibung des Winters durch den Lenz schien für die Rätoromanen nicht genug Reiz zu enthalten, wohl auch aus dem Grunde, weil in den hochgelegenen Thälern Oberrätiens dieser Kampf nicht recht sichtbar wird, indem hier der Winter seinen weissen, schweren Königsmantel fast bis Sommeranfang auf den Alpen ruhen lässt. Den Streit zwischen Fastnacht und Fasten fühlten die zugleich gemütlichen und ernstfrommen Bewohner dieser Thäler weit besser und was liegt deshalb näher, als die Annahme, dass die Burschenschaft des Dorfes jenen Streit darstellte, anfangs

---

[1]) Das Drama kommt in 2 Handschriften vor: die Somvixer scheint die ältere zu sein, die Brigelser hat sich unter der Hand des Landrichters Latour mehr entfaltet, sie trägt die Jahreszahl 1795. Der angesehene Landrichter leitete persönlich die Aufführung.

wohl durch einen Umzug, der sich später zu einem originellen Drama ausbildete? Diese Burschenschaften (compagnias de mats) waren nicht bedeutungslos für das gesellige Leben; sie stellten sich eigene Statuten auf und bildeten eine Art Gaugericht. Da sie aber zugleich Wächter der von ihnen erlassenen Bestimmungen waren, konnte es nicht ausbleiben, dass sich nach und nach der Schalk beigesellte. Die Bestimmungen spielten auf das Gebiet des Scherzes hinüber, die Compagnie der Jünglinge schuf eine Dorfbühne und die Faschingszeit war zu Darstellungen geeignet, wurde von der kräftigen Phantasie des Volkes verkörpert und auf die Bühne geführt. Zwar finden wir auch bei andern Völkern diesen Gegenstand behandelt, bei den Franzosen und Spaniern episch, bei den Deutschen als „Spil, Der Vasnacht und Vasten Recht". Doch dieses deutsche Spiel ist kurz und dürftig und glaubt durch einige derbe Witze den Mangel an Handlung und poetischer Auffassung überbrücken zu können und hält einen Vergleich mit dem rätoromanischen Faschingsspiel in keinem Punkte aus.[1]) Dieses weist zwei Vorzüge auf: wir hören erstens nicht bloss Witze und Gespräche, sondern geniessen ein Schauspiel, das reich an Handlung ist und die Gedanken nach Calderon'scher Weise in scharfgezeichneten Personen verkörpert und auftreten lässt; sodann wird die Bühne der dertgira nauscha nicht zum Brettergerüst für jeden beliebigen Schwank, sondern bietet ein deutliches Bild und Echo des rätoromanischen Volks- und besonders Gerichtslebens.

Vor dem Spiele fand gewöhnlich ein Umzug statt. Junker Fasching in bunten Kleidern und mit zahlreichem Gefolge zog durch die Dorfgassen; ihm folgte Frau Fasten mit einem Halsband aus Schneckenhäuschen; dann schritten einher der Mistral, Bannerherr, Seckelmeister, Statthalter, die Anwälte, der Landschreiber und die Schöffen. Nun hält der Mistral mit den Beisitzern öffentlich Gericht; die Beisitzer sind keineswegs bloss numerierte Sitzer, sondern Charakterköpfe, wie sie in der Gemeinde oder im Kreise sich darboten.[2]) Die aus den Hochgerichten herübergenommenen, dem Volk bekannten feierlichen Umfragen steigern das dramatische Leben. Der Weibel verkündet, dass das Gericht allen offen stehe und da erscheint als Klägerin die Fasten

---

[1]) Vgl. die deutschen Fastnachtsspiele, Ausgabe Keller, II. 624 ff., III. 1516.

[2]) Landrichter Latour hat im Brigelser Spiel den Richtern auch einen ehrlichen, etwas unbeholfenen Schwaben und einen leichtlebigen Franzosen beigegeben, weil durch Ein- und Auswanderungen das schwäbische und französische Element den romanischen Dörfern nicht fremd blieb.

in alter, schwarzer Tracht, erinnert an die Landesplagen (muria gronda, das grosse Sterben), an die Ruten Gottes für ein leichtsinniges Volk. Es wird ihr ein Vertreter zugewiesen; der dem Frohsinn nicht abholde Vertreter sträubt sich anfänglich:

Scharschentida ei la mia zanur
Da stuer far igl Mussadur
Ad ina veglia aschi macorta
Che freda schon sco sch'ella fus morta

Es macht mir Schauder, macht mir Pein,
Muss denn nur ich der Anwalt sein
Dem alten liebreizlosen Weibe,
Das riecht gleich einem toten Leibe?

Doch er übernimmt die Verteidigung der Fasten und flicht manches hinein, was das Spiel zu einer Satyre und einer farbenfrisch illustrierten Dorfzeitung macht; an den Fehlern aber trägt Junker Scheiver die Hauptschuld.

Las femnas muoss el da far da fin
da gir ch'ellas beiben cha vin
mo cu allas èn enzanua dascus
muoss el de beiber in quart ne dus
chur se ils umens van a vitg ner a parver
lu ei il meglier temps ch'ellas pon ver.
Dil vin discus neutier portar
à igls hermers à hermarinas clumar
Cur ch'ellas van à molin
per moler il segel e la salin
empau per ellas metten din meun
per beiber igl vinars la demeun
denton als umens daten de crer
che quei ch'ellas han dau agli hermer
seigi digl muliner engulau
u dellas miurs migliau
quei mistreing fan era las mateuns
suondont gl'exempel dellas duneuns.
per pli legermen tscheiver far
entscheiven a seloscherdar
schlapas novas ston haver
per en biala stiva comparer
Rintgias daur ellas ureglias
Pez a pindels de marveglias
sch'in teidla ellas, sch'eis ei schengigiau
sch'ellas han gie il bia dascus cumprau.

Er lehrt die Weiber auszustreu'n,
Sie tränken durchaus niemals Wein;
Sind sie allein, schafft er herbei
Ein Schöppchen ihnen oder zwei.
Geht ins Dorf oder füttern der Mann,
Das ist die beste Zeit, die's geben kann.
D holt maan heimlich Wein
Und Krämer, Krämerinnen kehren ein.
Und müssen sie zur Mühle gehn
Mit Korn und Weizen: ungesehn
Fällt dann ein Häuflein neben die Hand
Und wird für Frühbranntwein verwandt.
Den Männern doch wird weiss gemacht,
Das Korn, das man in Tausch gebracht,
Sei wohl vom Müller unterschlagen,
Sei von den Mäusen fortgetragen.
So treiben es die Mädchen auch,
Sie folgen ja dem Weiberbrauch.
Um froh zu sein zur Faschingszeit,
Beginnen sie mit Eitelkeit.
Ein neuer Kopfputz muss herbei,
Um schön zu sein zur Liebelei;
Ein gülden Ohrgehänge gar,
Und Spitzen, Bänder wunderbar.
Geschenkt sei alles, hört man sie,
Und ward gekauft, man weiss nicht, wie.

Nach ähnlichen Anklagen, in welchen die Dorfsitten persifliert werden, befiehlt der Mistral dem Landweibel, den Junker Scheiver vorzuladen. Dieser, um noch mehr Abwechslung in das keck hingeworfene dramatische Bild zu bringen, verteidigt sich zuerst vor dem Volk, das er so begrüsst:

Jeu hai gron legermen	Gewaltige Freude macht es mir,
De ver in schi gron Pievel cheu present	Ein Volk in Masse schau' ich hier,
quei sundel jeu fetg consolaus	Das ist's, was sehr mein Herz versüsst.
seies de mei mintgin salidaus.	Ein jeder sei von mir gegrüsst.
vus mateuns vi jeu envidar	Euch Mädchen lad' ich gerne ein,
figiei bucca memia dig spitgiar	Lasst uns nicht lange harrend sein.
vigi tuttas en mia compagnia	Kommt all in meinen frohen Hort,
sche lein nus scitschar la mala enconia.	Dann treiben wir die Schwermut fort.
Vegni era neutier vus mats	Herbei, herbei, du Burschenschar,
sche vus leis far solaz	Hier beut sich euch Ergötzung dar.
grad ussa vi jeu far sonar	Ich gab Befehl, das Spiel beginnt,
e tuts ensemen lein saltar.	Wir tanzen all, soviel wir sind.

Nun werden die Freuden des Faschings wieder verkörpert, indem vier Diener das in den rätischen Dörfern vielgeübte Kartenspiel vorschlagen. Doch von Spiel und Tanz hinweg muss Junker Scheiver vor das Hochgericht, wo sich eine lebhafte Gerichtsscene abspielt: Anwälte und Beistände treiben den hitzigen Streit bis zur Spruchreife, worauf der Landweibel die Parten abführt, und die humorvolle Beratung im Schoss des Gerichtes beginnt. Wieder vorgeladen vernehmen Fasten und Fasching den Spruch, der Landschreiber verliest ihn; noch einige dramatische Contraste und Junker Scheiver wird verurteilt, auf 10 Monate das Dorf und die Nachbarschaft zu verlassen; das Schwert kommt nicht zur Anwendung.

Cura ch'ei tucca mardis tscheiver noig il senn grond
El cun ils sees serviturs deien schon esser entochen Glion.

Sobald die grosse Glocke läutet
Am Faschingsdienstag in der Nacht,
Hast mit dem Tross, der dich begleitet,
Den Weg nach Ilanz du gemacht!

Die Schlussrede des Mistrals, der dem Landweibel das Schwert zur Aufbewahrung übergibt, wendet sich, wie in den Calderon'schen Schauspielen, an das Volk, das eigentlich mit in das Spiel hineingezogen wurde, und bittet um Nachsicht. Junker Scheiver musste zwar verlieren; aber der Mistral leitet wieder in eine fröhliche Stimmung ein, und aus den Schlussversen tönt es leise heraus, dass das Bündnervolk trotz religiöser und politischer Gegensätze einen fröhlichen und friedlichen Sinn pflegen soll:

lein pia ira à far bi scheiver
lein migliar grad dretg à beiber
lein star leger, lein esser beinperina
mintgin ei nies amitg tutina
lein pia grad us entscheiver
à grir, aviv'il Scheiver.

Lasst uns nun schönen Fasching halten,
Bei Speis und Trunk die Freude walten;
Und lebt in Frohsinn, lebt in Frieden,
Nicht Freund und Feind sei unterschieden;
Drum lasst uns hellen Ruf erheben,
Es gilt dem Scheiver, er soll leben!

* * *

Von dem Fastnachtsspiel ging das Oberländervolk lachend hinweg, um an einem andern, feierlichernsten Spiel weinend Anteil zu nehmen: am *Passionsspiel.*

Es war für die rätoromanische Litteratur ein gesegneter Tag, an welchem vor ungefähr zwanzig Jahren Dr. C. Decurtins nach langen Nachforschungen im Oberland seine Sehnsucht und Ahnung erfüllt sah und das Somvixer Passionsspiel (La Passiun da Somvitg) vorfand. Dieses Passionsdrama verdient hier eine ehrende Erwähnung. Kein Geringerer als Böhmer, Prof. der romanischen Sprachen, nannte es das schönste Denkmal echt nationaler Poesie. [1])

Wenn wir nach Alter und Heimat dieses Volksschauspieles forschen, stehen wir, wie bei der Frage nach dem Heliandsänger, vor einem ehrwürdigen Dunkel. Decurtins, der glückliche Forscher und der Custos dieser wertvollen Handschrift, stellt eine geistreiche Hypothese auf, nach welcher das Passionsspiel aus dem ehemaligen Klösterchen oberhalb Somvix, das von der Abtei Disentis aus für fromme Personen gegründet wurde, stammen würde; dort habe man ein lateinisches, italienisches oder deutsches Vorspiel bearbeitet und das sei der Grundstein geworden, um den sich später die jetzige Passiun da Somvitg ausbildete. [2]) Durch

[1]) Wir betrachten nur die Passion von Somvix; auch im Engadin wurden Passionsspiele veranstaltet; über das Passionsspiel von Lumbrein sagt *Dr. C. Decurtins:* „Für das *Lumbreiner Passionsspiel,* das noch vor kurzem, in den achtziger Jahren, zur Aufführung gelangt ist, hält es schwer, die Entstehungszeit zu bestimmen. Vielleicht lässt sich an einen Zusammenhang mit jener nachweisbar alten Prozession zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes, *Nossadunna dellas dolurs,* denken, bei welcher *die drei schwarzen Marien* mit aufgelösten Haaren, Totenköpfe in den Händen, daherschreitend, von einer mit Hellebarden bewaffneten Ehrenwache begleitet wurden. Das Spiel, das in früherer Zeit verschiedene Male ergänzt wurde, schliesst sich streng an die Darstellung der Evangelien an und legt das Hauptgewicht in eine reiche Bühnenhandlung, zu welcher der Text nur den Kommentar bildet. Für die letzte Aufführung wurde das Spiel vom damaligen Ortspfarrer in Lumbrein, *L. Casanova,* mit Benutzung *des Oberammergauertextes* vollständig umgearbeitet und dabei durch mehrere Gesangsstücke das lyrische Element in dasselbe hineingetragen.“ Decurtins, in Gröbers Litt.-Gesch. der Roman. Völker, 258.

[2]) Vgl. Das Somvixer Passionsspiel, ein Vortrag von Dr. C. Decurtius, Monatrosen d. Schw. Studentenvereins, XXII. 3.

diese Annahme verliert aber unser Passionsspiel nichts von seinem Werte. Die Wurzel mag, was glaublich ist, italienischem Boden entnommen sein, oder gehört dem Mittelalter überhaupt an; der Baum aber ist rätoromanisch, nicht mehr und nicht weniger als der Heliand sächsisch ist. Nicht der rührende Abschied des Herrn von seiner Mutter Maria, nicht die Oelbergs- oder Abendmahlsscene, sondern jene zahlreichen, weit und kraftvoll ausgeführten Gerichtsscenen geben der Passiun da Somvitg ihr nationales Gepräge. Wer aber hat diese Scenen geschrieben? Ein Pfarrer, der das hl. Schauspiel der Charwoche dem Charakter und der Anschauung seines Völkleins anpasste? ein Mönch in der Abtei Disentis, der in der Zelle die ludi paschales las und draussen an den Klostermauern die Brandung religiöser und politischer Unruhen hörte? Einer jener geistig höher stehenden Bündner, die, obwohl Bauern, Latein verstanden (Notizen für die Spieler sind im Passionsspiel oft lateinisch gegeben)? Wir nehmen niemand die Ehre, wenn wir sagen: die rätische Geschichte selbst ist die Dichterin des weitaus grössten und wertvollsten Teiles des Passionsspieles.

Der Geist der Strafgerichte rauscht im Synedrium und in der Gerichtshalle des Pilatus. Caiphas wird Präsident genannt, und in seinen Augen ist der Heiland ein Parteimann und Volkskäufer. Caiphas und sein Gericht erinnern uns unwillkürlich an das 1565 in den III Bünden zu Zuz (Oberengadin) abgehaltene „Strafgericht gegen alle diejenigen die sich gegen das Gemeinwesen verfehlten“. Annas führt den Namen Superintendent und stellt an den Herrn die sonderbare Frage, an welcher Akademie er seine Wissenschaft und den magister geholt. Der Heiland wird durch den Landweibel zu den Gerichtssitzungen geholt, er erhält einen Mussadur (Anwalt). Die Gerichtsordnung ist die der bündnerischen Hochgerichte, das hl. Land wird zu Rätien, wo die Ruhe der III Bünde gestört wird. Ja, selbst die Waffen im Zuge, der den Heiland durch die Dorfgassen zur Richtstätte führt, sind jene Hellebarden und Flinten, die in das Veltlin und an den Comersee getragen wurden. Diese und viele andere Züge gestalten die Leidensgeschichte des Herrn zu einem gewaltigen Wiederhall rätischer Geschichte und zu einem anschaulichen Gemälde des Gerichtswesens aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Die Passion wurde noch bei Beginn dieses Jahrhunderts in Somvix aufgeführt. Die Erinnerungen, die sich bis in unsere Zeit im Volke erhalten haben, geben uns, wenn wir dieselben mit der erhaltenen Handschrift verbinden, das folgende Passionsbild. Keine grossartige Bühne, sondern die Landschaft selbst war der Schauplatz für das

nationale Spiel. Pilatus, Herodes und Caiphas residierten an verschiedenen Plätzen im Dorfe. Der Oelgarten wird noch jetzt unweit des Dorfes gezeigt. Das Volk, das so dem Spiele nachgehen musste, fühlte weit tiefer als eine sitzende Masse den erschütternden Gang des Erlösungswerkes. Die Schädelstätte ist ein Hügel ausserhalb des Dorfes und der Kreuzweg sei besonders ergreifend gewesen, indem in das Beten und Weinen der mitziehenden Volksmenge die Kriegstrompeten und Glocken hineintönten. Nach dem ergreifenden Drama, nach dem Bekenntnis des römischen Hauptmanns, erdröhnten die Trompeten und dann sangen die rätischen Jungfrauen ein ergreifendes Lied über das tiefbewegte Volk hin. Wie lebhaft das Volk am Spiele teil nahm, erhellt u. a. daraus, dass das Volk sein Schauspiel auch mit Legenden umkleidete. Als z. B. der Darsteller des leidenden Heilandes kurze Zeit nach der Aufführung, wie das Volk meinte, an der für den Heiland erlittenen Misshandlung gestorben war, sah das Volk auf dem Kalvariahügel bei Somvix ein Licht schweben.

Kaum irgendwo auf dem christlichen Erdenrund mag das Drama des gottmenschlichen Versöhnungswerkes so volkstümlich, eigenartig ergreifend dargestellt worden sein als in Oberrätien. Kein täuschendes Flitterwerk war die Bühne, sondern die rätische Erde mit den ernstgrünen Tannenwäldern und eisbeglänzten Bergkolumnen; in die einfachen Conturen des Evangeliums hatte sich, wie die buntfarbigen Blumen und charakteristischen Zeichnungen in alten Bibelhandschriften, so mancher wertvolle Zug aus der vaterländischen Geschichte, besonders aus dem Gerichtswesen eingemischt und eingeschlungen, sodass die Passiun, die sich an den Abhängen von Somvix abspielte, ein rätisches Evangelium war; und über Spiel und Volk wölbte sich, beide verklärend und weihend, der Himmel eines lebendigen und innigen Glaubens.

Spiel und Lied der rätoromanischen Jugend.

O süsse Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein so gerne im Weltgewühle,
Du süsse Zeit!

Gaudenz von Salis.

Von den Somvixer Halden, an welchen wir die Rätoromanen das erhabenste und erschütterndste Schauspiel der Menschheit spielen sahen, gehen wir in die Gasse und Stube, in das Gärtlein und auf den Rasenplatz, um auch von den Kindern des gleichen Volkes etwas zu lernen. Wie der am Meeresstrand dahinwandelnde und von den gewaltigsten Mysterien niedergebeugte Augustinus Erholung und Belehrung fand im Anblicke jenes Knaben, der im sonderbaren Spiele das Meer mit dem hohlen Händchen in das Sandgrüblein schöpfen wollte, so wird jeder, dem es um eine tiefergehende Kenntnis eines, wenn auch noch so kleinen Volkes zu thun ist, sich dazu verstehen müssen, auch auf das spielende, betende, singende, sogar auf das lallende Kind zu schauen und zu lauschen.

Mit langmütigem Sammlerfleiss und liebevollem Verständnis hat Dr. C. Decurtins die zerstreuten Kleinodien des Jugendhortes gesammelt (Chrest. II. 180 - 215). Da finden die Philologen die Sprache, wie sie noch in Windeln liegt, und der Kulturhistoriker wird manche Entdeckung machen. Wer mit Achselzucken diese Sammlung anschaute, hätte es mit dem geistesgewaltigen Leibnitz zu thun, der, selber an Kinderspielen teilnehmend, mit Nachdruck auf die Schätze hinwies, die im Lande der Kindheit liegen. Wie überall, sind auch die rätoromanischen Kinder die treuesten Wächter nationaler Eigentümlichkeiten und wer die Spielzeuge und Liederkränzchen dieser kleinen, zähen Kustoden zertreten wollte, wäre kein Mann, sondern ein Barbar.

Es ist zwar wahr, dass die Kinder vor den marmornen Säulenhallen der alten Griechen im Grund die gleichen Spiele spielten, wie die Kinder bei den braunen Scheunen Hohenrätiens. Aber es findet sich in diesen rätoromanischen Spielen und Liedchen doch so manche, — mag man es immerhin so nennen — Kleinigkeit, die, wie die Thauperle am Tannenzweig, ein grosses, schönes Bild umrahmt.

Achtzig Kinderspiele stehen hier beisammen. Nachdem andere Völker durch Simrock, Zingerle, Rochholz u. A. die kleinsten Spielzeuge

ihrer Jugend in wertvollen Werken niedergelegt sehen, kommt auch die rätoromanische Jugend auf jenen Platz, wo sich, nach Schiller's Ausspruch, der Mensch so recht als Mensch zeigt. Wie manches graue Haupt der Purs suverans mag nun beim Anblick dieser zum erstenmal gesammelten Kinderspiele lächelnd zurückblicken in seine Jugend und dem Sammler danken!

Wir wollen nun nicht zu jenen „Fürchterlichen“ (ein Urteil Gustav Meyers) gehören, die über jedes Kinderspielchen spekulieren und Abhandlungen schreiben, sondern begnügen uns mit einigen Bemerkungen über das rätoromaische Kinderspiel und -lied.

Manche dieser Spiele sind ohne Zweifel sehr alt. Es hat ja ein häufig gespieltes Fangspiel jetzt noch bei den Kindern den sonderbaren Namen „Liberamus Domino“; ein anderes heisst „il spiritus“: ein Kind steht mit verbundenen Augen im Ring der andern Kameraden; einer von diesen spricht mit veränderter Stimme und fragt: „Spiritus, encorsches enzitgei?“ (Spiritus, merkst Du etwas? . Ein anderer Beleg für das hohe Alter mancher rätoromanischen Spiele ist der im Spiel und Lied oft wiederkehrende Ausdruck „la pun de sontga Gada“ (die Brücke der hl. Agatha). Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Kinder an eine alte Brücke dachten, welche bei der alten Agathakirche zwischen den drei ersten Gemeinden am jungen Rhein vielleicht aussergewöhnlich lang und breit war; den Kindern schwebte eher eine Brücke vor Augen, die über die hohen Berge hin sich schlägt und auf dem Brückenkopf des Himmels ruht. Hat das Kind beim Messerwerfen Glück und Geschick und bleibt die Messerspitze wiederholt im Rasen stecken, so darf es noch dreimal werfen, indem es in drei Abschnitten singt:

Aschi liunga, aschi lada Sco la pun de S. Gada.	So lang und so breit Wie die Brücke von St. Agathe.

In einem geheimnisvollen, neckischen Kinderlied kommt diese Brücke vor:

Tgu, Tgu cavalier Quater mats ad in ustier, Igl ustier ei ius en Val Ha cumprau in bi cavagl alv, Ei vigans ora sin la pun de Sontga Gada, Daus giu ina pluntanada; Igl utschi ha fatg: bi, bi, Sche ti eis daus giu, sche leva si; Sche ti pos buc, sche stai leugiu, Lura eis ei tut finiu.	Tschu, tschu Reitersmann, Vier Burschen und ein Wirt, Der Wirt, der geht ins Thal hinein, Er kauft ein Rösslein weiss und fein, Er kommt heraus auf St. Agathabrück', Er fällt herab ein weites Stück; Ein Vöglein macht: bich, bich, Bist du gefallen, erhebe dich; Und kannst du's nicht, bleib wo du bist Und alles, alles dann fertig ist.

Aehnlichen Monumenten eines ehrwürdigen Altertums, wie die aus einem geheimnisreichen Halbdunkel lockend herübergrüssende Agathabrücke eines ist, begegnen wir wiederholt in der reichhaltigen Sammlung. Wer da Licht verbreiten könnte, würde vielleicht weite Felder der rätoromanischen Kulturgeschichte beleuchten; ähnlich dem Johanniswürmchen an der Feldmauer sind es gerade Kinderspiele und Märlein und Kinderreime, die oft auf jener Linie noch weiter leuchten, wo die Fackel der Geschichte ihre kühnsten Strahlen sterben sieht.

Wir staunen nicht, wenn wir bei den Rätoromanen, die sich um das Gerichtswesen so lebhaft kümmerten, auch auf dem Spielplatz verhältnismässig zahlreiche Rechtsdenkmäler erblicken. Als ob die Knaben durch die Schranken der öffentlichen Gerichte hindurchgeschaut hätten, wiederholen sie oft in ihrem Spiel in ihrer Art das Geschaute und Gehörte. Das „Spiel vom Hirten und Dieb“ wird zu einem Prozess, bei welchem der bekannte Ring gebildet wird, die härtesten Strafen, wie bei den berüchtigten Strafgerichten, über den in der Mitte des Kreises knieenden Uebelthäter in Vorschlag gebracht werden und figürlich zur Anwendung kommen. Aehnliche Spiele wurden von den rätoromontschen Knaben früher sehr bevorzugt, werden aber in der neuen Zeit, welche die Männer im Bündnerwams und mit der schwieligen Hand immer weiter von den Gerichtsplätzen zurückdrängt, auch verschwinden und wie der Schatten nachgehen müssen oder doch ihr rätisches Gepräge einbüssen.

Finden zwei Knaben einen herrenlosen Stab, so wird auf folgendem Rechtswege der Streit entschieden: beide fassen den Stock, legen Hand um Hand an denselben und sprechen:

Quel ei mes, quel ei tes Quel ei engulaus, quel ei stumaus.	Der ist mein, der ist dein, Gestohlen ist er, gepfändet ist er.

Schenkt ein Knabe dem Kameraden etwas und verlangt es wieder zurück, so sagt der Letztere mit Entrüstung:

Tgau fier, comba len Tgi che dat e fa turnar.	Eisenkopf und Holzfuss, Wem man Geschenktes wieder geben [muss

Interessant ist der Spruch der Knaben nach Abschluss ihrer kleinen Händel; sie glauben, der Handel binde nicht, wenn sie einander nicht, gleich Männern, die Hand geben; dabei sprechen sie:

Fatg marcau, e bess las clavs ell'aua!
Der Handel ist fertig und die Schlüssel sind ins Wasser geworfen.

Die rätoromanische Jugend hat auch ihre Freudenfeste. Am Neujahrstage gehen die Kinder schon beim Morgengrauen von Haus zu Haus, um die Geschenke zu holen (cattar il bien meun, eine gute Hand zu finden); ihr Spruch ist: Bien di, bien onn, dei bien meun (Guten Tag, gutes Jahr, gebt ein Geschenk), oder: Bien di, bien onn della taglia dil paun gron (vom Schnitt des grossen Brodes, wohl weil auf diesen Tag die schmackhaften pettas, butschallas gebacken werden). Es zeigt von Ehrfurcht gegen die Kinder und den alten Gebrauch, wenn der Hausvater den fremden Kleinen antwortet: „Ein gutes Jahr, ein gutes Jahr, der Herr gebe ein leichtes, gutes Jahr!“ Jedes Kind bekommt ein Geschenk.

Das Dreikönigsspiel scheint in Oberrätien nicht sehr alt zu sein und unterscheidet sich in nichts von dem bei andern Völkern gebräuchlichen Spiel. Dagegen haben die tausendwöchigen Knaben und Mägdlein einen eigentümlichen Brauch: am Abend des Dreikönigsfestes wird „Poppa sut scadiala“ (Das Kindlein unter der Schüssel) gespielt. Auf einem Tische wird mit Kreide ein Kreis gemacht mit zehn Nummern, auf welche symbolische Gegenstände gelegt werden, z. B. ein Fingerring (Hochzeit), eine Windel (Kind), ein Stück Kreide (ein schlechtes Jahr), ein Schlüssel (Himmel) u. s. w. Einer oder eine aus der frohen Gesellschaft wählt, ohne die Symbole auf den Nummern zu sehen, drei Nummern, was natürlich oft eine laute Freude weckt.

Der Nikolaustag ist der Tag der Kinder (Sontga Clau). Um ihnen und den Hausgenossen eine Seele und Leib erschütternde Freude zu bereiten, durfte das Klausspiel wohl etwas massiv werden. Zwei Burschen müssen sich bequemen, den Klausesel darzustellen. Sie werden um die Hüfte mit einem Strick zusammengebunden, einer hat den Kopf bei den Füssen des andern. Mit Decken und Schellen rumpelt der sonderbare Vierfüssler in die Stube und trägt den alten Nikolaus mit dem gewaltigen Tannen-Bart; die Kleidung ist charakteristisch, ein buntes Gemisch von mythischen Reminiscenzen und christlichen Gebräuchen. Es ist der mit der Kirchenalbe und der Inful geschmückte „wilde Mann“, der (als „um selvadi“) in den rätischen Bergen eine uralte und heute noch unangefochtene Heimatstätte hat. In der einen Hand hält er den eisenbeschlagenen Bergstock, in der andern ein altes lateinisches Buch. Aus diesem liest er langsam vor und übersetzt den Text nach den Bedürfnissen der Anwesenden, teilt Lob und Tadel, Ruten und Aepfel aus, erteilt den Segen und setzt sich auf sein armes Thier und verquickt Ernst und Scherz auf eine originelle, doch nicht unwürdige Weise.

Das Thier wird überhaupt oft in das Spiel hineingezogen, was begreiflich ist bei dem häufigen Verkehr und der wechselseitigen Abhängigkeit. Bei gesunden Völkern steht ja das Thierreich in höherem Ansehen und so findet sich auch bei den Rätoromanen die Sage, dass die Thiere in der hl. Nacht während der Christmesse reden können.[1]) Doch bleiben auch diese Thierspiele der rätoromanischen Jugend trotz einiger Derbheiten (z. B. beim Spiel „far giu la cavalla" am Faschingsdonnerstag) edel genug, um selbst vor überzarten Kritikern bestehen zu können, wenn man bedenkt, dass das Volk mit dem gesunden Herzen und naiven Augen an manchen Liedern, Erzählungen und Spielen sich unschuldig ergötzt, die ein büchergelehrter Sittenrichter verpönt. „Den Reinen ist alles rein" gilt auch hier. Und es ist ein gutes Zeichen, dass durch die rätoromanischen Kinderspiele durchweg ein kräftiger, kecker Geist weht und wer in denselben zu wenig Feinheit, Vernunft und Ideal findet, möge sich über den Dichter Schiller ärgern, der, mit einem Knaben Hund und Löwen spielend, jene Hand auf dem Boden herumrutschen liess, die uns den Tell geschrieben hat.

Statt des bei andern Nationen üblichen Ballspieles lieben die rätischen Knaben den Wurf mit Steinen und bewahren diese Leidenschaft bis ins Jünglingsalter, wo sie im Spiel „better schibas" in etwas veränderter Form sich offenbart. Am Abend des Faschingsonntags (dumengia de groma, Rahmsonntag) gehen die Jünglinge auf einen Hügel neben dem Dorfe. Sie haben Scheiben von der Grösse einer Hand; sie sind aus Brettern ausgeschnitten und in der Mitte durchbohrt; jeder Bursche trägt an einer Schnur eine Anzahl solcher Scheiben. Nach dem Ave-Maria-Läuten ist Sammlung, jeder Teilnehmer hat eine zwei Ellen lange Lanze. Unter Gesang und Gejohle werden zwei Holzstösse angezündet, der Bursch hält eine Scheibe an der Lanzenspitze ins Feuer, bis sie wie eine glühende Kohle wird; die Flammenscheibe wird dann mit der Lanze über die Halde hingeworfen. Bei jedem Wurf wird die dahinfahrende Scheibe durch einen Spruch der Hausmutter, der Braut, dem Mistral u. s. w. geweiht. Fährt oder

---

[1]) Ein Knecht blieb im Stall; während der Christmesse sagte ein Ochs zum andern: „Was werden wir morgen arbeiten müssen?" Der andere antwortete: „Morgen führen wir unsern Herrn nach Hause, er hat ein Bein gebrochen". Da näherte sich eine Maus dem Knecht, dieser wehrte sich, krümmte den Fuss und brach ihn und am andern Tag mussten die Ochsen den Knecht nach Hause ziehen. — Ein anderer Knecht wurde über die sprechenden Ochsen zornig, nahm den Hammer und schlug auf die Sprecher; diese verteidigten sich und am andern Morgen zogen sie auf einem Schlitten die Leiche des Knechtes nach Hause. (Vgl. Decurtins, Chrestom. II. 217.)

brennt eine Scheibe, die einem Mädchen geweiht ist, nicht gut, so ist das eine Schande. Ist Spiel und Sang vollendet, dann gibt es im Dorf ein gemeinsames Fest, zu dem jede Küche und jedes Herz beisteuern muss. (Vgl. Decurtins, Chrestomathie II. 230.) Wen erinnert dieses Spiel nicht an jene klassische Schilderung, die Lemnius in seine Räteis (IX. Gesang) eingeflochten hat? Die siegreich von der Calvenschlacht heimkehrenden Bündner spielten auf der bischöflichen Quader (einer grossen Wiese vor der Stadt Chur); es war ein kräftiges „better schibas“, das Diskusspiel. Graue Heroen spielten und das Volk jubelte. —

Tanzen die rätoromanischen Kinder auch? Es wäre merkwürdig, thäten sie es nicht; sie sind ja auf jenem Boden daheim, aus welchem die schönsten und sinnigsten Tanzlieder emporgewachsen sind, welche Deutschland aufzuweisen hat, aus der Heimat des Gaudenz von Salis.

Ein Ringeltanz heisst: „Il viadi a Jerusalem — die Fahrt nach Jerusalem“ und lässt auf hohes Alter schliessen. In der Stube oder auf der Flur reichen die Kinder einander die Hand, bilden den Kreis, tanzen und singen:

Ira che jeu mavel	Als ich ging, als ich ging
Ch'jeu mavel a Jerusalem,	Als ich ging nach Jerusalem,
Cheu fuv'jeu la pingta	Da war ich die Kleinste
D'enter tutt la roscha.	Wohl in der ganzen Schar.
Ummens, femnas stevan	Männer, Frauen standen,
Mintgin steva von siu esch;	Jeder stand vor seiner Thüre,
Levan mei mirar	Wollten mich schauen
Mei paupra muntaniala,	Mich armes Murmeltier,
Muntaniala sa saltar	Murmeltierchen kann tanzen,
In, dus, treis, quater,	Eins, zwei, drei, vier,
Muntaniala sa saltar,	Murmeltier kann tanzen
In, dus, treis.	Eins, zwei, drei.

Bei den Worten „kann tanzen“ lassen die Kinder die Händchen los und tanzen einzeln und verschlingen sich wieder. Ob das Spiel originell ist oder nicht (eine Uebersetzung ins Deutsche legt die Reime auf die Zunge), ist eine eitle Frage; Kinderspiele wandern von Volk zu Volk und verlieren oft den Heimatschein, weil sie überall heimen.

Zu einem andern Reigentanz wird gesungen:

Enten ina clara steila	In einem klaren Sternchen
Ves'ins ils treis sontgs retgs,	Sieht man die hl. drei Könige.
In sco'l vin, et in sco latg,	Einer ist wie Wein, einer wie Milch,
Che seglievan sco'ls stgirats,	Die sprangen wie Eichhörnchen,
Dus e dus ensemen.	Zwei und zwei zusammen.

Dieses Ringelspiel hat den Namen „spus persul, Bräutigam allein“, weil das Kind, das bei den Worten „Zwei und zwei“ keinen Tanzkameraden findet, allein im Kreis stehen muss.

Diese Liedchen, die sich um die Kinderspiele wie Blumenkränze winden, lassen uns auf einen reichen Schatz eigentlicher Kinderlieder schliessen. Der fleissige Sammler hat aus dem engen Gebiet 124 solcher Blumen zusammengebracht (Decurtins, Chrest. II. 180—192), die meistens so lokal, so zart anzufassen sind, dass sie von einem Uebersetzer gepflückt ihren Schmelz und Blütenstaub einbüssen. Manche dieser Lieder sind wunderbar naiv, keck und neckisch, andere werfen ein nicht zu unterschätzendes Streiflicht auf mythologische und kulturhistorische Gebiete. So zeigt sich ein Naturmythus, wenn die Kinder in einem Liedchen sich die Wolken als Kühe vorstellen, oder wenn die schwarze Wolke am schwarzen Felsen ein Drachen ist, der sich vollsaugt bis zum Zerplatzen. In einem andern Liede sehen wir die Hexen, die unter einer Decke ratschlagen, während es im Sonnenschein regnet; andere bringen poetische Gleichnisse, alle schauen die Welt um sich so kindlich und unschuldig an, dass man, wie die grossen Männer der Geschichte eine auffallende Liebe zu Kindern hatten, auch diese Lieder der Kinder lieben muss. Möge die grosse Liebe, durch welche die Sammlung rätoromanischer Kinderspiele und Kinderlieder zustande kam, recht gewürdigt werden im Lande, wo Gaudenz von Salis einst gesungen:

„Gespielen, wir sind nun verändert, älter
Und weit zerstreut;
Auch mancher, ach! zu weltklug höhnt nun kälter
Die Herzlichkeit.“

Märchen und Sagen.

Wenn die Sommerabendsonne von der Zinne des Crispalt aus das rätische Rheinthal mit den letzten Strahlen durchflutet, zeigen sich die grauen, rauhen Felsen weicher und fruchtbarer und das einsame Gebirgsdorf, das sich sonst als die Heimat praktischen Sinnes und harter Arbeit darstellt, erscheint anmutig und verklärt. Einen ähnlichen Glanz und Reiz verbreitet der Folklore über das Volk, das ernst und tapfer, wenig träumend und viel arbeitend, die Thäler vom Crispalt bis zur ehrwürdigen Curia Rætorum bewohnt. Jene unsichtbare Sonne,

die über alle Länder geht und die Blumen der Menschenseelen weckt, hat auch im Lande der Rätoromanen einen reichen Schatz von Märlein und Historchen erzeugt.[1])

Wenn man auf den heitern Hügeln Griechenlands und in den eichenumschatteten Dörfern Irlands auffallend sich ähnliche Märchen findet, wird man sich nicht wundern, dass die Rätoromanen auch vom Aschenbrödel „Schendraletga" erzählen. Da schon Odysseus als Fremdling demütig sich auf die Asche am Herd setzt, lässt auch der Rätoromane das arme Mädchen auf der Asche unter der Getreideschwinge schlafen; doch wird alles so erzählt, dass ein rätoromanisches Kind keinen fremden Ausdruck hört; das Mädchen erhält ein blaues Kleid der Sterne, des Mondes und der Sonne, die Unterhaltung beim König heisst biala stiva (schöne Stube). Gerade darin liegt der Reiz ähnlicher Märchen, dass man sieht, wie der tiefliegende gemeinsame Brunnen hier Quellen hervorsendet, die durch einen Kristall oder eine Blume rätoromanische Quellen werden. Ein interessantes Beispiel hiefür ist das *Märchen von den drei Winden*, das in echt romanischer Fassung erzählt wird und mit den Worten beginnen darf: Si en ina valetta de nossa tiara — Droben in einem kleinen Thale unseres Landes lebte eine arme Familie. Die Frau war wegen ihrer Armut bei den vielen Kindern recht übel gelaunt und schaute neidisch auf das prächtige Nachbarhaus. Da kam ein Herr mit grünem Rock und liess sich das zukünftige Kind versprechen, ohne dass die Frau wusste, was sie versprach. Das Knäblein erhielt zum Pathen einen Eremiten. Dieser nahm den fünfjährigen Knaben zu sich, um ihn vor dem „Grünen" zu schützen; der Knabe musste viel in alten Büchern lesen. Es kam das siebente Jahr, wo der Grüne das Kind zu holen verheissen hatte. Am

---

[1]) Vgl. Dr. Decurtins, Chrest. II. 1—129 und Praulas sursilvanas desselben unermüdlichen Forschers, der für seine Heimat den Wunsch des schweiz. Geschichtsschreibers Johannes Müller erfüllt: „Man sollte die Weisheit der Völker, bei denen man lebt, in ihrer manigfaltigen Gestalt aufspüren und in Umlauf bringen." Dass die schwierige Arbeit gewissenhaft durchgeführt wurde, zeigt jedes Märchen und auch jene Stellen, bei denen das gesunde und unschuldige Volk ein Bild oder Wort gebraucht, an das mancher, der weniger gesund und unschuldig ist, anstossen könnte. Doch gilt hier, wie bei einzelnen Stellen der Novellen, was der ernste Jakob Grimm sagt: „Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht; wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind und Schaden nehmen könnten, sondern sie lieber in der Stube mit abgeschrecktem Wasser begiesst, wird doch nicht verlangen, dass Regen und Thau darum ausbleiben sollen." Der Wert der Decurtins'schen Sammlung beruht auf der ehrlichen Treue bei der Wiedergabe der von den Lippen des Volkes gesammelten Erzählungen.

Kreuzweg sollte der Knabe aus dem Buch, das so alt wie Matusala, lesen, ohne umzuschauen. Da enstand ein Lärm, als ob ein Geisterzug durch den Wald ging (il barlot).

Der Knabe schaute um und da nahm ihn ein Geier in seine Krallen, liess ihn fallen, und zwar auf den Lilienberg (den mythischen Cuolm Gielgia). Dort wuchs der Junge zu einem schmucken Jüngling auf und verliebte sich in ein Schlossfräulein. Vor der Hochzeit wollte er noch seine Alten und seinen Pathen besuchen. Die Braut gab ihm einen Wunderring mit; wenn er ihn drehe, werde sie kommen. Er drehte den Ring, als er in Gefahr kam, die Treue zu brechen. Da er aber den Ring verlor, wollte er den Cuolm Gielgia wieder aufsuchen. Er kam in einen finstern Wald, war müde, legte sein Haupt auf einen Baumstrunk und weinte. Da kam ein weissbärtiger Mann, fragte nach der Ursache des Weinens und gab den Bescheid, der Lilienberg sei weit, er wolle ihm aber Siebenmeilenstiefel geben; der Alte ist „der untere Wind“ (der kalt ist und leichte, rasche Nebel durch das Rheinthal hinaufbläst). Der Jüngling begegnete einem zweiten Alten, es war „der obere Wind“, der ihm eine Kappe schenkt, die unsichtbar macht (der obere Wind bringt Regenwolken). Endlich kam der Suchende zu einem Mann, der sich Fagugn (Föhn) nannte, dessen Haare wild flatterten und der sich „König der Berge“ nannte (es ist der Wind, der besonders über den Lukmanier herüberstürmt). Von diesem erhielt der Bräutigam einen Stock, der ihn über die Steinwand zur gesuchten Braut trug. Eine Hochzeit schliesst das prächtige Märchen, während der Erzähler, wie es der rätoromanische Märchenmann zu thun liebt, mit einer launigen, kecken Wendung abbricht, hier also: „Ich aber musste beim Essen die Suppe auftragen, da haben sie mir einen Fusstritt gegeben, dass ich bis hieher geflogen bin.“

Die phantasievolle Frische, mit welcher dieses kurz skizzierte und so manches andere Märlein von alten, würdigen Männern erzählt wird, zeigt hinlänglich, wie sich das Völklein in den weltfernen romanischen Dörfern zu unterhalten versteht und den Abgang einer Leihbibliothek nicht vermisst; denn manches Märchen ist so weit entfaltet und in so herrlicher Epik erzählt, dass die treu erhaltende und doch weiterbildende Volksseele die doppelte Freude des Schriftstellers und Lesers vereint und in reichem Masse geniesst. Aus vielen eines herausgreifend, sehen wir im Märchen von den beiden *Pilgern, die nach Einsiedeln gingen*, einen reichhaltigen Stoff geradezu klassisch erzählt: der angesehene Vater, der im Dorf alles in allem ist, erinnert uns an die ehrwürdigen Gestalten der bündnerischen Landrichter; die zahllosen Ge-

schäfte verhindern ihn, sein Gelübde zu erfüllen, nach Einsiedeln zu pilgern; er stirbt, wir sehen die Leichenfeier in einer bündnerischen Stube; der Geist des Vaters erscheint dem Sohne auf der Kammerstiege und nach dem ganz rituellen Zwiegespräch erbietet sich der brave Sohn, das Gelübde des Vaters zu lösen; wir sehen ihn über die Berge gehen mit dem Bündel, drei roten Aepfeln in einem Tuch; mit den Aepfeln soll er einen guten Begleiter nach Einsiedeln suchen; von zwei Gefährten trennt er sich, weil sie den Apfel, den er fallen liess, nicht aufhoben; endlich schliesst er sich einem alten Manne an, der den dritten Apfel aufnimmt und in treuer Kameradschaft gehen der Jüngling und der arme, kranke Greis weiter, um auf dem Wege noch manches Ungemach zu teilen; der Jüngling wird ermordet, aber der unerschütterliche Glauben des Alten bewirkt durch ein Wunder in Einsiedeln, dass beide den Weg antreten können. Der Jüngling heiratet und eben blühen ihm zwei Kinder, schön und rot; da erscheint wieder der wundenbedeckte Alte und fordert der unschuldigen Kinder Blut zu einem Bade; der junge Mann hält sein Versprechen, dem Reisegefährten mit Gut und Blut zu helfen. Es geschieht ein Wunder und die betrübte Mutter findet die beiden Kinder im Bette, gesund und frisch, wie sie eben einen roten Apfel essen. — Das alles wird im Märchen nicht so fast erzählt, als vielmehr plastisch vorgeführt. Ob es ganz und gar, mit Wurzeln und Blättern, rätoromantisch ist, entscheiden wir nicht, aber es berechtigt zur Behauptung: in diesem und überhaupt im rätoromanischen Märchen, das auf der Völker- und Sprachengrenze von Geschlecht auf Geschlecht sich überliefert, feiert der gemütvolle germanische Ernst mit der lebendigen südländischen Pracht seine glückliche Vermählung.

Das Land der Märchen (Decurtins hat deren 103 unmittelbar aus dem Volksmund gesammelt) verlassend, begegnen wir noch einem, das von der Sohle zum Scheitel ein Kind des Landes ist. An Adam und Eva hat sich manches, mitunter unwürdige Märlein herangeschlichen; das rätoromanische ist würdig gehalten und führt uns alle Stände des Landes in ihrer Entstehung vor. Es heisst: Niessegner ed ils affons ded Adam ed Eva — *Unser Herr und die Kinder von Adam und Eva*, und erzählt:

Adam und Eva hatten, nachdem sie aus dem Paradies vertrieben worden waren, viele Kinder bekommen und hatten recht genug, sie aufzuerziehen. Eines Tages kam der liebe Gott zu Eva, um zu schauen, wie sie haushalte. Eva war gerade daran, die Kinder zu waschen und zu kämmen, als der Herr gegen das Haus kam. Als Eva den lieben

Herrgott sah, verbarg sie die noch nicht gewaschenen und gekämmten Kinder unter dem Stroh und Heu und den Hobelspänen und einen Knaben unter dem Herde. Als der Herr in das Haus trat, stellte sie ihm die Kinder vor, die gewaschen und gekämmt waren. Der liebe Gott hatte grosse Lust an diesen frischen, hübschen Kindern und sagte zu einem: „Du bist Mistral!“ — zum zweiten: „Du bist Bannerherr!“ zum dritten: „Du musst Vorsteher sein!“

Als Eva sah, wie unser Herr Aemter austeilte, sagte sie: „Herr, ich habe noch mehr Kinder, ich will sie auch zum Vorschein kommen lassen.“ Es kamen jene, welche unter dem Heu und Stroh waren und sie hatten Stroh und Heu in den Haaren. Der Herr schaute sie an und sprach: „Ihr müsst Bauern werden!“ Dann kamen die andern aus den Spänen hervor zum Herrn und dieser sagte: „Ihr müsst als Handwerker arbeiten!“ Zuletzt kam noch einer unter dem Herd hervor, schwarz wie eine Kohle, so dass man nichts sah, als das Weiss seiner Augen. Der Herrgott sprach: „Du musst Kesselflicker sein!“ Daher kommen die Stände. —

Rätien, als Gebirgsland, wird seine Märchen treu hüten, wie der Eisenschrank seine Schätze; um sie würdigen zu können, sollte man sein wie Bettine von Arnim, welcher Wilhelm Grimm das Märchenbuch in die Hand gab, weil er gesehen hatte, wie sie vor einer einfachen Blume stille stand und mit der Lust der ersten Jugend in ihren Kelch schaute.

* * *

Auch Oberrätien hat den wildrauschenden Bach Sökkvabekkr, an dessen Rand die *Saga* sitzt. Mit ihrer naturwüchsigen Phantasie betrachtet sie das Land und sieht auf den Alpengipfeln, wo sich die Wolken scheiden, jene Spinnerinnen, die den Nordwind und Föhn auf der Kunkel haben; sie schaut den Mann mit dem weissen Tuche, es ist der Schneesturm, der über die Berge daherbraust. Die graue Gewitterwolke, welche die Alphütte in Finsternis hüllt, wird zum brüllenden braunen Stiere. Die Windsbräute kennen die Rätoromanen als Tschalareras; Arm in Arm stürmen die Sturmfrauen, das wilde Nachtgejaid, über die Alp dahin (besonders in einem Thale westlich von Disentis), indem sie die Kühe aus dem Stalle treiben, die am folgenden Morgen zurückkehren, Reisstroh an den Hufen.

Bei den Rätoromanen finden wir auch vielfache Sagen von jenen unheimlichen faustischen Gestalten, die durch Zauberei zum Wissen und Reichtum gelangen und ihre Seelen dem Teufel verschreiben; sie heissen

scolars della scola nera. Eine dieser dramatischen Sagen schildert, wie eine Braut zu Ilanz ihren dem Bösen verschriebenen Bräutigam befreit. Dass diese Sagen so zahlreich vorkommen, mag auch daher rühren, dass im 16. und 17. Jahrh. viele Schatzgräber und Venediger in das Land kamen, um nach Edelmetallen zu graben.

Wie sollten sich an die Pest, die auch Rätien mit dem giftigen Atem entvölkerte und wegen merkwürdiger Thatsachen noch jetzt durch den erzählenden Volksmund im traurigen Andenken fortlebt, nicht manigfache Sagen knüpfen? Sie erscheint dem Volke aber nicht als das hüstelnde Weib mit der gelben Hand, das ein weisses, blutbeflecktes Tuch dreimal schwingt und flucht und ein frisches Gräberfeld hinter sich zurücklässt: hier tritt die Pest mit der schwarzen Wolkenkappe auf und die Lichter im Dorf werden von niemanden mehr angezündet, der schwarze Tod ist eingezogen. —

* * *

Die Handvoll, die wir aus dem folkloristischen Schatze herausgehoben haben, muss genügen, da es uns um ein liebevolles Anschauen, nicht um ein gelehrtes Grübeln zu thun ist. Die Sprichwörter (208) und die Rätsel (200), die sich in der Decurtins'schen Chrestomathie finden, müssten hier vollzählig angehört werden, da sie zum Ureigenen gehören, in dem der Rätoromane sich selber findet, sieht und hört. Wir aber eilen zum letzten Besuch auf unserer Wanderung.

Das Volkslied.

Es ist einer jener schönen Herbsttage, die im Land der Rätoromanen für den Wegfall eines angenehmen Lenzes entschädigen. Das rauhe, ernste Land, das romanische Oberland, scheint zu lächeln. Von jener Anhöhe aus siehst du die grauen Zinnen, den Marmor des ewigen Schnees. Am Saum der düstern Tannenwälder stehen die Dörfer mit den braunen Häusern und weissen Kirchen und vielen Kapellen; dort die Abtei, die Akropolis des Landes; dort eine Burgruine, dort die Annakapelle mit dem Ahorn, aus dem noch immer Blut fliessen würde, wenn ein feindliches Geschoss ihn träfe. Im Thale rauscht der Rhein, der die schönen, stürmischen Zeiten der Jugend lebt. Auf der Anhöhe aber sitzt eine Tochter des Landes auf dem Strunk einer gesunkenen

Riesentanne. Dunkles Tuch, selbstgesponnen, selbstgewoben, kleidet die kräftige Maid; ein verbrämtes Häubchen verbirgt schlecht die Fülle des schwarzen Haares; auf der Stirne ruht ein milder Ernst; das von den Römerinnen ererbte dunkle Auge blickt fast wehmütig und verrät kaum, dass es zu Zeiten auch schalkhaft blicken kann; die nervige, sonnenverbrannte Hand hält ein dunkelgrünes Tannenreis. Die Lippen der Maid bewegen sich; lausche, beim verdorrten Alpenrosenstrauch verborgen, wie die Maid Romontscha singt, bald in frommen und zarten, zuweilen in heitern und kecken, noch öfter in wehmütigen, an das Düstere anklingenden Weisen! Wer es recht erfasst, die Maid, die Melodie und die Landschaft, der kennt das Volkslied im romanischen Oberland.

Wohl das älteste Lied ist *La canzun de sontga Margriatha*, Margarethenlied. Es ist episch gehalten und wie in allen alten sakralen Gesängen wiederholen sich die gleichen Formeln, die gleichen typischen Beiwörter; auch die recitierende Melodie des Liedes ist wohl sehr alt. Ob sich unter der Hülle der hl. Margaretha eine alte Göttin verbirgt, die mit voller Hand ihren Segen über das Land ausstreute, dessen Fruchtbarkeit immer mehr zurückging, bleibt eine Frage. Das Lied ist reimlos und erzählt das Ende der aetas aurea in den Alpen:

Die heilige Margareth war sieben Sommer auf der Alp,
Weniger fünfzehn Monde.
Sie ging einmal den Steig herab
Und fiel auf eine böse Platte von Stein,
Dass sich entdeckte des Busens Schein.
Der Hirtenbube hat es gemerkt:
„Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Maid wir besitzen."
„Und wenn der Senne es nicht muss wissen,
So will ich drei schöne Hemden dir geben,
Die weisser werden, je mehr du sie bestäubst."
„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Maid wir besitzen."
„Und wenn der Senne es nicht wissen muss,
So will ich drei schöne Schafe dir geben,
Die du scheren kannst dreimal des Jahres
Und jede Schur gibt vierundzwanzig Crenen Wolle."
„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Maid wir besitzen."
„Und wenn der Senne es nicht wissen muss,
Dann will ich drei schöne Braunkühe dir geben,

Die du melken kannst dreimal des Tages
Und jedesmal den Eimer voll Milch.“
„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Maid wir besitzen.“
„Und wenn der Senne es nicht wissen muss,
Dann will ich einen schönen Anger dir geben,
Wo du mähen kannst dreimal des Jahres
Und einen grossen Heustock jedesmal.“
„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Maid wir besitzen.“
„Und wenn der Senne es nicht wissen muss,
So will ich eine schöne Mühle dir geben,
Die tags Roggen mahlt und nachts Weizen,
Ohne einmal aufzuschütten.“
„Das will ich nicht, das nehm' ich nicht,
Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Maid wir besitzen.“
„Und wenn der Senne es wissen muss,
Dann sinke in den Grund bis zum Halse.“
„O gute heilige Margarethe,
O h[illegible] mich doch empor!
Das soll unser Senne nicht wissen.“
Sie h[illegible] ihn empor, er aber hub an:
„Das muss unser Senne wissen,
Welch' glückselige Jungfrau wir besitzen.“
„Und wenn der Senne es wissen muss,
Dann sollst du drei Klafter versinken.“
Dann scheidet die heilige Margreth schnell
Und bietet ringsum Lebewohl.
„Lebe wohl, du mein guter Senne!
Lebe wohl, du mein Alpkessel,
Lebe wohl, du meine Kufe,
Lebe wohl, du mein kleiner Herd,
Allwo ich die Schlafstatt hatte.“
— Warum thust du das, guter Hirtenknabe? —
Lebt wohl, meine guten Kühe,
Euch wird die Milch vertrocknen.
Ach, lebe wohl, lebe wohl, umher!
Weiss Gott, wann ich einmal wiederkehr'!“
Dann ging sie über den Kunkels hinaus,
Der Milchkessel nach, und nach die Kühe,
So weit sie noch die Scheidende schauten,
Haben sie zu weinen nicht nachgelassen.
Dann kam sie vorbei an einem Bronn
Und sang: „O Bronn, o kleiner Bronn,
Wenn ich von dannen gehe,

So wirst du gewiss vertrocknen!“
Und vertrocknet ist der Bronn.
Dann ging sie über eine Halde hinaus
Und sang: „O Halde, o traute Halde,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiss verdorren.“
Und verdorrt ist die Halde.
„Ach, gute Kräuter,
Wenn ich von dannen gehe,
Verdorrt ihr und grünt wohl nimmermehr.“
Und verdorrt sind die Kräuter und grünen nimmermehr.
Unter der Glocke Sankt Jörgs und Sankt Galls
Ist die Maid vorübergezogen.
Da hat es geläutet so lauten Schalls,
Dass der Klöpfel herausgeflogen.

Dieses ehrwürdige Lied erinnert uns an das Ave-Maria der Sennen (L'Ave Maria dils signuns). Es ist ein feierlicher Morgen- und Abendsegen, der die Heiligen um Schutz der Alp anfleht, dass Hirt und Heerde wohlbehalten bleibe, dass die bösen Winde sich nicht nahen, dass der Donner nicht schade (ein Bergbewohner fürchtet den Donner, nicht den Blitz); die Landesheiligen werden besonders angerufen und die gute hl. Agatha soll alle gesund nach Hause führen. Nach dem langen Lied mit freiem Rhythmus und Reim macht der Senne dreimal das Kreuzeszeichen über die Alp und segnet alle und alles, soweit sein scharfes Auge dringen kann. Schade, dass das Lied in Vergessenheit kommt! Ein alter Hirt, so liess ich mir sagen, bete es noch auf einer Hochalp über die rätischen Thäler dahin; ist er der letzte Hohepriester, nicht auf Salems Mauern, sondern auf Rätiens Alpenzinnen, der die Turmbrecher und Rosse einer ihm fremden, kühleren Zeit in wehmutvoller Treue herannahen sieht? —

Zwischen diesen beiden Liedern liegt ein Garten, dessen Blumen wenige kennen. Als vor einem Jahrzehnt einige Volkslieder (Canzuns dil cont popular renan) erschienen, wollte der Herausgeber J. C. Muoth dieselben nur als Vorläufer einer grösseren Anzahl betrachtet wissen, indem die reichhaltigste Sammlung im Besitze des Herrn Nat.-Rates Dr. Caspar Decurtins noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben sei. Das wird geschehen; doch es war schwer, die schlichten, naturschönen Blumen zu finden, die immer mehr von prunkvollen Ankömmlingen verdrängt werden. Diese Volkslieder mit ihren schlichten Weisen haben einen um so schwierigeren Standpunkt, als auch ihre Schwestern, die religiösen Volkslieder, welche von oberländischen Prädikanten und

Kapuzinern, von Balzer Alig und besonders von den Disentisern Benediktinern stammen, aus Haus und Tempel wie verbannt scheiden. — Ein Einblick in die noch nicht abgeschlossene Sammlung erlaubt auch kein abgeschlossenes Urteil. Den Eindruck suchten wir darzulegen durch das Bild, durch welches wir oben das rätoromanische Volkslied des Oberlandes kennzeichnen wollten.

Die Liebeslieder sind, wie überall, stark vertreten, da Rätien keine „greise Jugend“ hat; doch sind sie rein und bekunden, wie das früher gehörte Wiegenlied der rätischen Mutter, neben zarter Stimmung einen entschieden praktischen Sinn, während einige Balladen in Wort und Weise recht schwermütig und düster sind. Zu diesen gehören die „Veglia ballada“ (Annalas, III. 284), zwei düstere, blutige Balladen aus dem Schamserthal, (ebend. 289—297), die Ballade von der Braut, die aus Schams (Val Schoms, val Schoms, ti bialla Val Schoms) in das Oberland ziehen muss (Surselva, Surselva, ti freida Surselva). Das Heimweh bricht der Braut das Herz, der Bräutigam weint über der Toten, bis auch ihm das Herz bricht.

Ach! chei carscheva sin quellas duas fossas?
Ai, rosas cotschnas a jelgias alvas;
Ellas en carschidas si,
Antrocan ellas en ansemen vangidas.

Was blühte, ach! auf dem Doppelgrab?
Ai, Rosen rot und Lilien weiss;
Zusammen wuchs das Doppelreis,
Zusammen welkten die Blumen ab. —

Zahlreicher als die düsteren Klänge sind jene Lieder, in welchen die romanische Jungfrau dem Angelobten Treue und Liebe bewahrt, auch wenn er aus dem Heimatländchen in üppigere Länder und unter feinere Menschen kommt; sie will den Kranz, den sie an den Festtagen als den einzigen Mädchenschmuck trägt, recht hüten; das zeigen einige der Form nach nicht ganz makellose Strophen eines Liedes aus dem Oberland:

Miu cor bia suspira E plonscha zun fetg, Jeu laschel buc ir Daven aschi gitg.	Mein Herz ist so traurig, Es klagt ohne Ruh! Dass er so lang fort bleibt, Das lass' ich nicht zu.
En tiaras dalunsch Daven eis el ius, Turnass el po gleiti, Bein fuss el vegnus.	Er ging in die Länder So weit, weit von hier; O kehrt' er bald wieder, Wie lieb wär' es mir!

Tgi sa co ei passa
Cun el leu viaden,
Sch'el lai bein eunc derar
Mei darri el sen.

Avon che ira schev' el:
Jeu vegnel a vignir
Bein gleiti tier tei
A porscher igl ani.

Fideivla sun jeu
Bein ditg schon agli.
Sch'el tuorna ca pli gleiti
Sche spetgel jeu buca pli.

El afla leu en
Matteuns de solaz
Jeu aber tscheu ora
Survegn eunc pli mats.

Jeu plaidel aschia,
Mo nuota ton meins
Mi seglian las larmas,
Miu cor quel ei pleins.

El pez gronda carezia
Che jeu portel agli,
Restel jeu ligiada
E mantegn il tschupî.

Wer weiss, wie's ihm gehet
Im Fremdland darin,
Ob ich noch zu Zeiten
Ihm komm' in den Sinn!

„Ich komme bald wieder“,
So sagt' er und ging;
„Ein Weilchen, dann reiche
Ich Dir den Ring.“

Bin treu ihm geblieben
So lange her;
Nun mag er bald kommen,
Ich warte nicht mehr.

Er findet dort drinnen
Ein Liebchen für sich,
Da draussen gibt's Burschen
Genug auch für mich.

So kann ich wohl reden
Und sag' es im Scherz;
Mir springen die Thränen
Und voll ist mein Herz.

Die Brust soll bewahren
Die Liebe ihm ganz;
Ich bleibe gebunden,
Bewahre den Kranz.

* * *

Schluss.

Die Wanderfahrt durch das Land der Rätoromanen von der Rheinquelle bis zum Römerturm in Chur, von ehrwürdigen Denksteinen alter Zeiten bis zum halbbeschriebenen Blatt des jungen Rätiers ist vollendet. Führer und Lehrer war das Werk, das für denjenigen, der es dargeboten hat, den innigsten Dank des Wanderers und des Volkes fordert. Während das Buch sich schliesst, ändert sich der Titel »Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie« in einen andern, unter dem es in die kommenden Zeiten hinübergehen wird: Denkmal des rätoromanischen Volkes.

Zwei Worte an jüngere, liebwerte Freunde, deren Liebe zum rätoromanischen Land und Laut den jungen Verein *Romania* gestiftet hat und erhalten soll. Das erste Wort ist eine Bitte um Nachsicht, weil diese Blätter weit hinter dem zurückstehen, was euer Wunsch und meine Liebe wollten und die Aufschrift dieser wenigen Blätter zu versprechen schien.

Das zweite Wort ist der Ausdruck jenes Gedankens, der keinem von euch fremd bleibt, wenn er mit der Vergangenheit und Zukunft des Rätoromanismus sich beschäftigt. Was im Ausland Interesse für das Rätoromanische heisst, muss im Vaterland Liebe sein; Liebe aber ist auch hier stärker, als der Tod. Wenn die Söldner Maximilians zur Zeit, als Rätien den Entscheidungskampf kämpfte, sich einen zurückweichenden Bündner gar nicht vorstellen konnten, kann in unserer Zeit die Liebe zur Sprache, welche ja die eigentliche Heimat ist, auch noch Thaten vollbringen. Dieses Vaterland, die Sprache, mag immerhin örtlich und zeitlich allzu nahe Grenzen haben, doch:

„Es ist das kleinste Vaterland
Der grössten Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umschliesst,
Je näher wird's dem Herzen sein."

In der Provence, dem Schwesterlande Rätiens, hatte vor einem halben Jahrhundert ein junger Student französische Gedichte verfasst. Die Mutter desselben, eine schlichte Frau, die nur ihre provençalischen Laute verstand, bat den Sohn, die Gedichte in die Sprache der Heimat zu übersetzen. Der junge Jóusé Roumanille that es; er wurde dadurch Begründer und Haupt jenes Vereines der Feliber, der für jene Provinz so bedeutungsvoll wurde und sterbend konnte Roumanille die Hand einem Frederi Mistral reichen, der den halberloschenen Ruhm des kleinen Landes erneute und damit die Grenzen seiner Heimat verklärte.

Unter den Wurzeln des Trunser Ahorns — so geht die Sage — ist ein Goldbrunnen. Die Sage kann zur Wahrheit werden. Wer Beruf hat, grabe, dass die goldene Quelle rausche im Lande der Rätoromanen.

U. I. O. G. D.

Bemerkungen.

S. 4,21 lies Bartremiu.
S. 8,2 tilge „schönsten“.
S. 11. In manchen Berggemeinden des oberen Oberlandes, wie z. B. zu Brigels, Schlans etc., haben die bei Hochzeiten üblichen alten Bräuche mitsamt dem offiziellen Auftreten des Capitani und der Compagnia de mats ziemlich unversehrt bis in die Jetztzeit sich erhalten.
S. 13,22: Nuth, Prof. in Zug.
S. 22, unten: ha findet sich auch für hai, weshalb der Doppelvers auch einen andern Sinn zulässt.
S. 26,14, 16, 28 und 35 lies bisegna statt bisogna.
S. 26,25 lies mura statt mara.
S. 32. P. Baséli Carigiet, Conventual von Disentis, starb am 4. April 1883; seine Gedichte sind in einer Handschrift in der rätoromanischen Bibliothek des Stiftes Disentis, während ein anderes Manuskript in der k. Hofbibliothek zu Berlin sich befindet.
S. 35,21 lies pli statt pei.
S. 37,34 lies gleichen.
S. 52,16 lies Musaget.
S. 59,14 lies spitzte.
S. 71,7 lies curteuna statt carteuna.
S. 73,19 lies: Da holt man.

Eine gedrängte Zusammenstellung der bündnerischen Volksfeste und Bräuche gibt Prof. J. C. Muoth im Schweiz. Archiv für Volkskunde, 1898. —

Es bedarf kaum der Bemerkung, dass der kleine Aufsatz „Im Lande der Rätoromanen“ nur das rätische Rheinthal, nicht Oberhalbstein und Engadin berücksichtigt. Für die geschriebene und teilweise auch für die folkloristische Litteratur war diese Begrenzung statthaft, während das Volkslied kaum recht gewürdigt werden kann ohne Berücksichtigung des ganzen rätischen Landes.



